Die
Prophezeiung.

Roman

von

Eugen Sue.

Deutsch

von

Wilh. Ludw. Wesché.

Dritter Band.

Leipzig, 1851.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

I.

Die Frau Fürstin von Morsenne gab, wie schon erwähnt, einen Tag später, als Maria Fauveau und ihr Gatte bei dem Doctor Bonaquet zu Mittag gespeist hatten, eine große Gesellschaft.

Zwei Municipalgardisten zu Pferde, welche mit der Polizei die Ordnung der an- und abfahrenden Wagen zu beaufsichtigen hatten, hielten an jeder Seite des weit offen stehenden Hofthores vor dem Hotel; blos die Wagen der Gesandten und der Minister der Regierung des Königs, wie man damals sagte, hatten das Recht, in dem ungeheuren Hofe dieses geräumigen Palastes zu halten, von dem alle Fenster vom Lichtglanz strahlten.

Es hatte soeben halb elf geschlagen; die endlose Reihe der mit Wappen bemalten Wagen kam langsam heran, und sie hielten nacheinander vor der Freitreppe des Hotels; eine glänzende und zahlreiche Livree besetzte die Vorhalle, auf welche eine pracht-

volle Treppe von weißem Marmor mit vergoldetem Geländer führte; ein Teppich von rothem Sammet bedeckte halb die mit Orangekasten oder blühenden Camelias besetzten Stufen. Diese glänzend erleuchtete Treppe führte auf den ersten Stock, auf welchem sich die Empfangssäle befanden. Die Herzogin von Beaupertuis bewohnte das Erdgeschoß.

Eine zahlreiche Gesellschaft befand sich bereits in diesen ungeheuren, mit einem großartigen Glanze vergoldeten, möblirten und ausgeschmückten Sälen. Dort begegnete sich die Elite der alten französischen Aristokratie, das diplomatische Corps und fast alle ausländischen vornehmen Herren, die sich damals in Paris aufhielten; man bemerkte auch verschiedene, damals im Amte stehende Minister; Herr von Morsenne, Pair von Frankreich, der einige Jahre vorher geruht hatte eine wichtige Gesandtschaft anzunehmen und die Hoffnung hegte, wieder zu den Geschäften zurückzukehren, war genöthigt, die Minister zu empfangen.

Diese armen Leute, welche durchaus nicht in dieser Welt zu Hause waren, in der sie keine Verbindungen hatten, begaben sich zu Herrn von Morsenne nur aus politischer Schicklichkeit. Nachdem sie Frau von Morsenne begrüßt und mit dem Fürsten einige Worte über die politischen Tagesneuigkeiten gewechselt hatten, und über die wichtige Angelegenheit des Augenblickes, wie die Turgots und die

Sullys in ihrem politischen Kauderwälsch sagten, gingen sie daher auch einige Augenblicke in den Salons herum, betrachteten die Fenster oder die Blumen der Galerie, um sich eine gewisse Haltung zu geben, dann eilten sie so schnell als möglich davon, nachdem sie oft Gespräche wie das folgende gehört hatten:

„— Sagen Sie doch, mein Lieber, wer ist denn dieser dicke schwarz gekleidete Mann, der seit fünf Minuten die Vorhänge des Fensters betrachtet? Was kann er denn Sehenswerthes an diesen Vorhängen finden?"

„— Es ist ohne Zweifel ein Kammerdiener, der irgend einen Riß in den Draperien bemerkt haben muß."

„— Gehen Sie doch, mein Lieber, haben denn die Kammerdiener der Fürstin vielleicht eine so abscheuliche Haltung! Dann hat dieser Herr auch seinen Hut in der Hand. Er gehört daher nicht zum Hause."

„— Das ist wahr. Was mag er denn sein?"

Oder auch wohl:

„— Wer ist denn der kleine gelbe Mann, der aussieht wie ein Procureur und mit dem Niemand spricht? Sehen Sie, er kommt mit seiner häßlichen Nase den schönen Strelizias nahe, als wollte er daran riechen, wahrscheinlich glaubt der Einfältige, daß sie riechen!"

„— Ach! jetzt weiß ich es, die beiden Unbekannten sind gewiß Minister; der arme Morsenne muß wohl Minister empfangen!“

„— Da sieht man es doch, wozu der Ehrgeiz führt!“

„— Aber warum gibt denn die Regierung allen den Leuten nicht irgend Etwas, das einem Ordenssterne, oder irgend einem Ordensbande ähnlich sieht, um sie auszuzeichnen? Sie würden dann wenigstens nicht das Ansehen von Wasserträgern im Sonntagsstaate haben!“

„— Das ist sehr wahr, und es wäre zum Mindesten weit anständiger, Leuten einer gewissen Welt gegenüber, die solche Menschen in ihrem Salon zulassen müssen.“

Die armseligen Minister bewerkstelligten daher im Allgemeinen in Folge dieser übermüthigen Spöttereien ihren Rückzug, das Herz mit Bitterkeit und Eifersucht gegen diese unverbesserliche und hochmüthige Aristokratie erfüllt, welche sie feig genug waren zu fürchten, in ihrer Niedrigkeit ihr schmeichelten, und jene durch ihre Verzagtheit desto einflußreicher machten.

Die Gesellschaft, welche Frau von Morsenne gab, glänzte jetzt in ihrem vollsten Glanze; ein Beobachter hätte drei Zirkel unterscheiden können, oder wenn man will, drei ganz verschiedene Höfe, von denen jeder seine Königin hatte.

In dem großen Salon thronte die Fürstin von Morsenne auf ihrem Kanapee, welches der Reihe nach die Frauen mit ihr theilten, mit denen sie am meisten Umgang pflegte; hinter ihr saß auf einem Tabouret und den Arm vertraulich auf die Lehne des Sophas gestützt, der getreue Chevalier von Saint-Merry: das war sein gewöhnlicher Platz, er rührte sich nicht von der Stelle, und befand sich, sowie Frau von Morsenne, in der Mitte einer ziemlich zahlreichen Gruppe von Frauen, die auf Sesseln saßen, und von Männern, welche standen.

Dieser Zirkel, der fast ausschließlich aus alten Freundinnen oder alten Freunden des Fürsten bestand, welche sich weder direct noch indirect in irgend Etwas, wie der Fürst, der neuen Regierung hatten anschließen wollen; dieser Zirkel, sagen wir, stellte, was die Ansichten, die Grundsätze und die unwandelbaren, aristokratischen Ueberlieferungen betrifft, ein kleines Coblenz vor. Man gedachte an die Erinnerungen und den Haß der Auswanderung, die verliebten und ritterlichen Abenteuer der lieben Prinzen, die galante Prahlerei der liebenswürdigen österreichischen und preußischen Officiere, welche einen Bissen aus den Armeen der Republik machen sollten; man hechelte um die Wette die Greuel der Revolution durch, und man zog einen Schluß auf eine bevorstehende Restauration, welche Frankreich von einem abscheulichen bürgerlichen Juste-milieu

befreien sollte; es ist unnöthig zu sagen, daß in diesem Kreise die Frauen von Seiner Gnaden dem Herrn Grafen von Chambord mit einer heldenmüthigen Begeisterung sprachen, die der mystischen Vorliebe der Nonnen für ihren Beichtvater ziemlich ähnlich war.

Die jungen Frauen und die jungen Leute flohen gern, wie eine Pest von Langerweile, das kleine Coblenz, und nachdem sie Frau von Morsenne begrüßt, begaben sie sich in den Saal, welchen man vorzugsweise den blauen nannte, in welchem wieder die junge Herzogin von Beaupertuis den Thron einnahm.

Dieser zweite Zirkel vereinigte die vorzüglich in der Mode hochstehenden Frauen. Man sprach darin von Toilette, von Oper, von neuen Romanen, von Musik, von der Jagd, von Pferden, und besonders von Liebeshändeln; alle kleinen giftigen Lästerungen, alle skandalösen Entdeckungen in Bezug auf Zwiste, Aussöhnungen oder neue, unter Diesen oder Jenen geschlossenen Verbindungen, mit einem Worte die ganze Liebeschronik war willkommen; man verschmähte es sogar nicht sich ausführlich über die in der Mode stehenden Unreinen zu unterhalten, und an dem Abende, von welchem wir sprechen, sagte man sich leise in's Ohr, damit die Nachricht recht laut in Umlauf käme, daß auf einem der

letzten Opernbälle zwei sehr vornehme Damen aus Neugierde in Begleitung ihrer Liebhaber, mit Mademoiselle Moreau, die Chevrette genannt, und, wie man sagte, ausgezeichnet durch ihren orginellen und schlüpfrigen Witz, hätten soupiren wollen; man sprach sogar von Liedern, welche zu wenig verschleiert, von der Chevrette gesungen, und außerdem ohne Schwierigkeit von den beiden Neugierigen, die während des Soupers ihre Maske züchtig vorbehalten hätten, angehört worden wären. Sobald man einmal auf diese skandalösen Themas gekommen war, fiel Jedermann nach Kräften darüber her; die Kühnsten und Geistreichsten wagten vermessene Witze, und die am Wenigsten Unschuldigen thaten, als ob sie diese nicht verständen; bei diesem Wettstreit im Lästern, Anspielen und Ausüben von Bosheiten bemühte sich Jeder von der jungen Herzogin von Beaupertuis bemerkt zu werden, welche hier als eine wahre Königin von Schönheit thronte.

Endlich in der sogenannten holländischen Galerie (sie enthielt eine kostbare Sammlung flamändischer Gemälde, sowie eine sehr schöne Galerie italienischer und spanischer Meister) hielt sich der Zirkel der Frau von Robersac auf, der anerkannten Geliebten des Fürsten von Morsenne, einer Frau von sehr verschmitztem Verstande, die sehr einschmeichelnd, eine unsichere Freundin, aber die gefährlichste Feindin war, die man haben konnte, und als

solche schrecklich gefürchtet, das heißt ebenso sehr umringt, als niedrig geschmeichelt.

Frau von Robersac saß gewöhnlich an der Ecke des Kamins, vor welchem der Fürst stand. Diese an Männern ziemlich ansehnliche, aber an Frauen wenig zahlreiche Gruppe vereinigte jedoch Alles, was sich mit der Politik oder den akademischen Wahlen beschäftigte, eine damals neue und in den Salons jener Zeit blühende Specialität: die über die Maßen von diesen schönen akademischen Patroninnen, barmherzigen Schwestern des Geistes, welche so christlich Stimmen für ihre Armen sammelten, gelobten Candidaten waren unveränderlich ganz unbekannte Gelehrte in den Gebräuchen, oder sehr vornehme, viel zu sehr durch ihre Nichtigkeit bekannte Herren, die es aber wohlanständig fanden, durch das Recht der Geburt einen Sitz in der Akademie zu haben, wie ihn der Herr Herzog von Richelieu, dieser correcte, berühmte und anerkannte Schreiber gehabt hatte.

Wagte irgend ein Bauer von der Donau, irgend ein Hurone sich in seiner treuherzigen Unwissenheit ehrerbietig darnach zu erkundigen, was denn der Herr Marquis oder der Herr Herzog geschrieben hätte, um einer der vierzig Unsterblichen zu sein, so antwortete man dem Huronen empfindlich: „Daß zuvörderst der Herr Marquis oder der Herr Herzog auf die angenehmste Weise von der Welt

spreche, eine unschätzbare Eigenschaft in einer Zeit, in welcher der Geist der Unterhaltung immer seltener würde, nicht zu rechnen, daß der Herr Marquis oder der Herr Herzog als Leute von Geschmack die schöne Literatur liebten, und sie außerdem zu jenen Personen gehörten, welche den literarischen und bürgerlichen Gesellschaften unendliche Ehre machten, die immer sich beeifern ehrerbietig vornehme Namen des Glanzes wegen aufzunehmen, den sie so geringen Leuten mitbringen."

Der um Frau von Robersac und Herrn von Morsenne versammelte Zirkel bestand also aus Männern von vornehmer Geburt, die sich für den Augenblick der damaligen Regierung wegen der Pairswürde, die sie besaßen, angeschlossen hatten, und aus politischen Zieraffen (Moliere paßt auf alle Zeiten) oder literärischen Zieraffen.

In diesem Kreise, der halb Rednerbühne, halb Akademie war, bemerkte man noch einige sehr junge Leute, gleichfalls von hoher Geburt, steif, affectirt, aufgeblasen, unwissend und anmaßend, welche nach sechs Monaten Sprechstunde und einigen von ihrem Lehrer oder von ihrem Papa corrigirten, und in die ernsten, ernstlich unbekannten Revüen, eingerückten politischen Alltäglichkeiten, den Staatsmann und den Diplomaten spielten, indem sie sagten und wiederholten, die lieben Unschuldigen: — Fox wäre wohl mit zwanzig Jahren Minister gewesen! — Diese

alten kleinen Metternichs, diese Talleyrands, am Tage zuvor noch in runder Jacke, sollten durch das Recht der Geburt eines Tages die großen Gesandtschaften bevölkern, und sahen sehr hochmüthig auf die ihrer Pairs herab, welche, viel gewissenhafter, oder viel bescheidener, herzhaft die Loretten, die Clubbs, das Landsknecht und die Wettrennen vorzogen. Die einfache Schilderung des Personals von dem Zirkel, in welchem Frau von Robersac den Vorsitz führte, gibt einen Begriff von der Steifheit der Unterhaltungen dieser Gruppe, in welcher man abwechselnd von den Höhen einer gebrechlichen Literatur zu den Erhabenheiten einer zahnlosen Politik überging; aber dort fiel man zum Mindesten gewaltig über die Neuerer, über die Revolutionäre jeder Art, Verderber der Religion, der Familie und des Eigenthumes her, abscheuliche Bösewichter, deren zunehmende Keckheit erschreckte, und die man bedauerte nicht hängen oder ein wenig verbrennen zu können, da das Gefängniß nicht ausreichte, um diese abscheuliche Brut zu bändigen.

Schlag elf Uhr verließ Frau von Robersac, welche höchstens ein oder zwei Mal monatlich den wöchentlichen Gesellschaften der Fürstin beiwohnte, das Hotel Morsenne; die meisten der Personen, welche ihren Zirkel bildeten, ahmten sie nach und begaben sich zu ihr, wo sich der Fürst wieder einfand, welcher, seiner Gewohnheit getreu, jeden Abend den Thee bei seiner

Geliebten trank, während Frau von Morsenne fortfuhr die Honneurs ihres Salons zu machen.

Sollen wir sagen, daß wahrhaft ausgezeichnete Männer, welche ihren Reichthum und ihre Geburt als hohe moralische Verpflichtungen betrachteten, und die voll Muth und Uneigennützigkeit rechtschaffen mit dem Jahrhunderte fortgingen, indem sie mit dem Takte der gesunden Vernunft und edler Charaktere einsahen, daß die Stunde gekommen wäre, in welcher man nicht mehr durch Abkunft und großes Vermögen, sondern durch seinen persönlichen Werth Geltung gewinnt, sich außer diesen sehr verschiedenen Zirkeln hielten?

Außer diesen Zirkeln waren ferner jene Frauen von liebenswürdiger und nicht koketter Eleganz, unterrichtet, aber nicht pedantisch, fromm und nicht scheinheilig, sittsam und nicht spröde, würdig aber nicht hochmüthig, die sich eine Ehre aus ihrer hohen Geburt machten, die sie aber auch durch ihre Anmuth und guten Geschmack, durch ihre unerschöpfliche und verständige Mildthätigkeit, und endlich durch ihre herablassende und aufrichtige Achtung ohne Unterschied der Classen oder Personen, für jede Ueberlegenheit ehren ließen, welche eine persönliche Achtung und Rücksicht verdient.

Das war die allgemeine Ansicht und die verschiedenen Elemente dieser Gesellschaft. Sagen wir endlich, daß ein einziger, unter tausend Formen aus-

gesprochener Gedanke alle Gemüther beschäftigte und durch die mannichfaltigsten Unterhaltungen sich hindurchzog. Wir meinen nämlich die Verheirathung der Frau von Blainville mit ihrem Arzte, eine ganz frische gräßliche Thatsache, welcher die von Herrn von Morsenne reichlich übersandten Gegenanzeigebriefe eine höchst reizende Würze verliehen; diese unerhörte Mißheirath, oder vielmehr diese ungeheure Paarung, wie sie die Fürstin in ihrer treuherzigeu Aufgeblasenheit genannt hatte, erregte eine einstimmige Empörung.

Keine der an diesem Abende in dem Hotel Morsenne versammelten Personen hatte ermangelt, an den Fürsten, an seine Frau und an ihre Tochter einige Worte tiefgefühlten Beileids in Bezug auf diesen so schmerzlichen und unvorhergesehenen Schlag zu richten, der ihr erlauchtes Haus betroffen habe.

Diese Verbindurg, der Gegenstand jeder Unterhaltung, verlieh dem Ansehen dieser glänzenden Gesellschaft noch eine neue Lebhaftigkeit.

Ein in dieser eleganten Menge ebenso unbekannter und alleinstehender Mann, als ein Minister der Regierung des Königs, irrte hier und da herum; dieser Mann war Anatole Ducormier. Herr von Morsenne hatte ihm verbindlich nach dem Mittagessen gesagt:

„Mein Lieber, lassen Sie einen Fiaker holen, und kehren Sie dahin zurück, wohin Sie

wissen; Sie werden mich bei Frau von Morsenne wiederfinden, welche heute Abend Gesellschaft empfängt. Der Eintritt in ihren Salon, den sie mir für Sie bewilligt, weil Sie mein Secretär sind, ist eine Gunst, welche kein früherer jemals genossen hat: Sie sehen, mit welcher Auszeichnung ich Sie hier zu behandeln gedenke."

Anatole war dahin zurückgekehrt, wohin er wußte; da er bei seiner Rückkehr den Fürsten sehr umringt sah, so wartete er den Augenblick ab, wo er bequem mit ihm sprechen könne, und zog sich in einen kleinen, wenig besuchten Salon zurück, der durch eine breite, mit Thürvorhängen versehene Oeffnung von dem blauen Saale getrennt war, in welchem inmitten ihres galanten Hofes die junge Herzogin von Beaupertuis thronte.

Vor einem Tische sitzend, durchblätterte Anatole gedankenlos verschiedene reiche Albums, um sich eine gewisse Haltung zu geben und beliebig Diana von Beaupertuis beobachten zu können, die er von seinem Platze aus vollkommen sah.

Die junge Herzogin blendete durch Schmuck und Schönheit; die viel lebhaftere Farbe ihrer Haut, ihre viel glänzenderen Augen als gewöhnlich, verliehen ihr einen ungewöhnlichen Glanz. Sie sprach und lachte sehr laut; ihre Bewegungen schienen zuweilen ungestüm, nervös, und von Zeit zu Zeit

warf sie verstohlen einen Blick nach der Seite Anatole's hin.

Dieser, dem Anscheine nach ruhig, unterbrach sich oft im Durchblättern seiner Albums. Mehrere Male begegneten seine Augen den fest auf ihn gehefteten Augen der Frau von Beaupertuis; sein gleichgültiges Gesicht verrieth nicht die geringste Gemüthsbewegung, ein leicht spöttisches Lächeln zog seine Lippen zusammen, und er begann wieder in seinen Albums zu blättern.

Nach Verlauf einiger Augenblicke wurde Ducormier durch einige Worte einer Unterredung aufmerksam, welche zwei Personen, die hinter ihm und in einiger Entfernung von ihm saßen, führten.

Diese Unterredung war folgende:

— Nein, nein, mein lieber Saint-Géran, Du wirst diese Thorheit nicht begehen.

— Ich wiederhole Dir, daß, wenn Mademoiselle Duval mich will, ich sie heirathe.

— Aber Du sagst selbst, daß sie kein Vermögen, keinen Stand hat.

— Sie ist die Tochter eines Artillerie-Obristen. Das ist nach Allem sehr passend.

— Aber, mein lieber Saint-Géran . . .

— Aber, mein lieber Juvisy, ich bin rasend in sie verliebt.

— Geh doch! Du hast noch nie mit ihr gesprochen.

— Ich habe sie drei Mal gesehen. Sie ist schön, aber schön, daß man darüber den Kopf verliert. Ich denke nur an sie, ich sehe nur sie, und was ihren Charakter betrifft, so weiß ich aus guter Quelle, daß sie ein Engel von Tugend ist.

— Du sagst die Wahrheit, Du bist wahnsinnig! ganz wahnsinnig! Du wirst Dich zum Gespötte machen.

— Das ist nicht zu ändern, mein lieber Juvisy, ich habe die Unschicklichkeit mich ein wenig für mich zu verheirathen. Mein einziger Wunsch ist in Anjou auf einem meiner Güter zu leben, ich habe Paris ganz überdrüssig, und nach dem Charakter, den ich an Mademoiselle Duval kenne, zweifle ich nicht, daß ihr meine Pläne vollkommen behagen. Ihre Mutter ist kränklich, sie wird uns begleiten. Wir werden auf meinen Gütern ein Leben auf größtem Fuße führen, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn man mich in Paris wieder sieht.

Anatole Ducormier wurde von der lebhaften Theilnahme, welche ihm diese Unterredung einflößte, durch die Stimme des Fürsten abgezogen, den er nicht in seine Nähe hatte kommen sehen, und der leise zu ihm sagte, indem er ihn in eine Fensterbrüstung führte:

— Ich habe Sie soeben erblickt, Sie haben wohlgethan mich nicht zu unterbrechen ... Nun denn, haben Sie sie heute Abend sehen können?

— Unmöglich, Fürst; ich fand die Mutter wieder den Laden hüten; Madame Fauveau, die seit gestern Abend leidend ist, ging nicht in ihren Laden hinunter; ihr Gatte verläßt sie keinen Augenblick, und ihr Arzt, einer meiner Jugendfreunde, der Doctor Bonaquet, hat die Kranke im Laufe des Tages zwei Mal besucht.

— Zum Teufel mit dem Doctor Bonaquet! — dachte der Fürst. — Dieser lächerliche und unerträgliche Name wird mich doch überall hin verfolgen!

Herr von Morsenne glaubte nicht deutlich genug zu sprechen, denn plötzlich begann ein anfangs dumpfes, dann immer lärmenderes und bald mit Stimmen untermischtes Getöse sich in den benachbarten Salons zu erheben, wo man hier und da mit lauter Stimme sagen hörte:

— Aber wo ist der Fürst?

— Man muß den Fürsten auf der Stelle von diesem Skandale, von dieser Abscheulichkeit unterrichten!

Sehr überrascht verließ Herr von Morsenne eilig Anatole, und trat aus dem kleinen Salon, in welchem er sich bis dahin mit seinem neuen Secretär unterhalten hatte.

II.

Die Ursache von dem Lärmen, welcher die Gesellschaft des Hotels Morsenne in Bewegung setzte, war folgende:

Ein junger Mann aus der Gesellschaft war ganz erschrocken zu Frau von Morsenne hingeeilt, und sagte zu ihr mit von Bestürzung und Empörung stockender Stimme:

— Ach! Fürstin, es ist unglaublich! Ach! Fürstin! ...

— Mein Gott! was haben Sie denn, Herr von Moldane? — sagte Frau von Morsenne hastig, indem sie von ihrem Kanapee aufstand. — Sie beunruhigen mich!

— Was gibt es, mein Lieber? — fragte der Chevalier von Saint-Merry, indem er schnell das Tabouret verließ, auf welchem er hinter der Fürstin saß. — Was geht denn vor?

— Ich war unter der Vorhalle, — erwiderte

der junge Mann, — und erwartete meine Leute, als die Thüren des Vorplatzes sich öffneten, und ich sah eintreten ... ich sah, wie ich Sie sehe, Fürstin ...

— Sprechen Sie doch aus! — rief Herr von Saint-Merry. — Wen haben Sie eintreten sehen?

— Frau von Blainville.

— Frau ... von ... Blainville! — erwiderte Frau von Morsenne, indem sie bei jedem Worte eine Pause machte, denn die Bestürzung erstickte sie.

— Bei dieser unglaublichen Nachricht standen Alle, welche den Zirkel der Fürstin bildeten, mit einander von ihren Sesseln auf und näherten sich, indem sie sich einander anblickten, ohne ein Wort finden zu können.

Dann entstand ein furchtbarer Ausbruch von verworrenen Stimmen, welche ausriefen:

— Welche Kühnheit!

— Welche Frechheit!

— Es ist kaum zu glauben!

— Die Unglückliche hat den Kopf verloren!

— Aber, Fürstin, Sie hatten also ihren Leuten doch nicht gesagt, dieser ... häßlichen Frau die Thür zu verschließen?

— Ich behaupte, es ist unmöglich. Herr von Moldane wird sich geirrt haben!

— Ich habe mich so wenig geirrt, — erwiderte der junge Mann, — daß ich einen alten Kammer-

diener erkannt habe, den ich hundert Mal bei der Marquise gesehen; dieser Mann begleitete Frau von Blainville und zog ihr ihre wattirten Socken aus, während der Gatte ... wahrscheinlich den Mantel empfing.

— Der Gatte! — rief Frau von Morsenne dieses Mal vernichtet aus; — wie! dieser Arzt! sie hätte die Vermessenheit ...

Die Fürstin vermochte nicht auszusprechen; sie erstickte.

Der Chevalier von Saint-Merry begann wieder:

— Dieses Mal, mein lieber Moldane, träumen Sie! Was der Teufel! sie ist wahnsinnig oder schamlos genug, es zu wagen ihren Arzt hierher zu führen! ...

— Ich wiederhole Ihnen, daß dieser Herr bei ihr ist, — erwiderte Herr von Moldane, — ich habe ihn zu Frau von Blainville sagen hören: Geben Sie mir Ihren Mantel, liebe Freundin; da ich an dieser unerhörten Vermessenheit nicht mehr zweifeln konnte, so eilte ich daher auch hierher, Fürstin, um Sie von dem ungeheuren Skandale zu benachrichtigen, der uns bevorsteht.

Bei dieser Verwickelung verdoppelten sich die Ausrufe.

— Wir müssen in Masse das Hotel Morsenne verlassen!

— Nein, das wäre zu stark!

— Wir müssen dieser Schamlosen den Rücken wenden, wenn sie es wagt uns anzureden!

— Und aufstehen, wenn sie sich erkühnt sich neben uns zu setzen!

— Was ihren Arzt betrifft, so wird man ihm sagen, daß sein Platz nicht hier ist!

— Aber man möchte den Kopf darüber verlieren! — rief die Fürstin aus. — Sie werden im nächsten Augenblicke eintreten. Helfen Sie mir doch, Herr von Saint-Merry! rathen Sie mir doch! Welchen Entschluß soll ich fassen? Mein Gott, mein Gott, ich bin ganz außer Fassung!

— Es gibt kein anderes Mittel, als diesen Herrn von Ihren Leuten vor die Thür werfen zu lassen, liebe Fürstin, — erwiderte der Chevalier hochmüthig, indem er sich in seiner Halsbinde brüstete und mit der Hand durch seine dünnen Haare fuhr, die das Wasser von Algier, oder irgend ein anderes Mittel, schwarz wie Ebenholz gefärbt hatte.

— Es ist klar; man muß diesen Schelm vor die Thür werfen lassen! — sagten mehrere Stimmen.

— Es sei denn, daß die Fürstin allen Beiden ankündigt, augenblicklich ihr Haus zu verlassen, — sagte eine Andere.

— In der That, das wäre vielleicht noch würdevoller.

— Viel würdevoller! Gehen Sie doch! Hat man

es etwa nöthig bei einer solchen Unverschämtheit noch Würde zu zeigen!

— Was meinen Sie dazu, Frau Herzogin? — sagte einer der Empörtesten zu Diana von Beaupertuis.

Wie sonderbar, die junge Frau, welche sich am Tage vorher so unbarmherzig gegen Das gezeigt hatte, was sie die Abscheulichkeit der Frau von Blainville nannte, und welche die Idee zu dem berühmten Gegenanzeigebriefe angegeben hatte, schien an diesem Abende die allgemeine Erbitterung gegen die ehemalige Marquise nicht zu theilen. Ihre Züge waren tiefsinnig, fast traurig, und sie antwortete kalt dem Wüthenden, der sie angeredet hatte:

— Alles das, mein Herr, geschieht bei meiner Mutter und nicht bei mir; sie hat daher auch nur einen Entschluß zu fassen.

Als Frau von Morsenne diese Worte ihre Tochter sprechen hörte, sagte sie sehr überrascht von ihrer Lauheit zu ihr:

— Wahrlich, meine Liebe, ich begreife Sie nicht. Was liegt daran, ob sich diese Abscheulichkeit bei Ihnen, oder bei mir zuträgt? Sind wir nicht Beide für die Entehrung unseres Hauses verbindlich? Haben Sie nicht dieses Schreiben voll so rechtmäßiger Empörung zuerst in Vorschlag gebracht?

— Rechtmäßiger ... — sagte Diana mit einem seltsamen Lächeln, — vielleicht ...

— Wie! — rief die Fürstin immer überraschter; — was bedeutet dieses Vielleicht?

— Aber, Fürstin, in einigen Secunden werden sie hier sein, — sagte eine Stimme, — man müßte wenigstens den Fürsten benachrichtigen.

— Das ist wahr! Wo ist denn der Fürst?

— Man muß eilen, denn die große Treppe hinauf und durch die Galerie hindurch, und sie sind hier ...

In diesem Augenblicke verließ Herr von Morsenne, sehr erstaunt über das dumpfe Getöse, das er vernahm, den kleinen Salon, in welchem er sich mit Ducormier unterhalten hatte.

Da die unglaubliche Nachricht von der Ankunft der ehemaligen Marquise von Blainville und ihres Arztes sich mit elektrischer Schnelligkeit verbreitet hatte, so hatten die verschiedenen in mehreren Zimmern zerstreuten Gruppen diese sämmtlich verlassen, und sich alle in den großen Salon um Frau von Morsenne versammelt.

Der Fürst, welcher ziemlich mühsam durch diese dichte Menge schritt, begab sich zu seiner Frau, als plötzlich folgende Worte mit leiser Stimme und mit einer Art von Schauder, Ueberraschung und Unwillen die Runde machten:

— Da sind sie! da sind sie!

Diesem Getöse folgte ein finsteres und tiefes Schweigen.

Um den Eintritt des Herrn und der Madame Bonaquet vollständig zu schildern, ist es nöthig, die Einrichtung der unermeßlichen Wohnung anzugeben, in welcher dieser Auftritt vorfiel.

Nachdem Hieronymus Bonaquet und seine Frau die große Treppe hinaufgegangen waren, gelangten sie in einen ersten Salon, dann hatten sie durch eine lange, glänzend erleuchtete, aber damals ganz verlassene Gemäldegalerie zu gehen; sie führte durch eine breite gewölbte Oeffnung in den Salon, in welchem die ganze Gesellschaft der Frau von Morsenne dicht gedrängt und schweigend sich aufhielt.

So erkannten Hieronymus und seine Frau je nachdem sie in der Galerie weiter kamen, das drohende Ansehen dieser stummen und regungslosen Menge, deren feindselige Blicke auf die Neuvermählten geheftet waren.

Viele, selbst die Unerschrockensten, wären bei einem solchen Empfange vielmehr zurückgewichen, als vor einer offenen Gefahr.

Hieronymus und Bonaquet, gekleidet wie man in eine Gesellschaft geht, war ruhig, wie ein Mann, der seiner gewiß ist und nur mit Ueberlegung und Festigkeit einer Schwierigkeit entgegengeht.

Heloise trug ein sehr einfaches Kleid von schwarzem Sammet, das sie aber zum Entzücken kleidete, und die ihre, halb mit weißen Handschuhen verbor-

genen, bloßen schönen Arme sehen ließ; zwei purpurrothe, mit Geschmack in ihren braunen Haaren angebrachte Camelias bildeten ihren Kopfputz; sie hielt einen sehr schönen Strauß in der Hand. Der Gang der jungen Frau war ebenso ruhig und frei in ihrer anmuthigen Ungezwungenheit, wie sie kurz vorher als vornehme Dame in denselben Salon trat, in welchem man sie damals mit ebenso viel Achtung als Auszeichnung empfing; ihre Züge waren von ernster Heiterkeit; man las in ihnen nicht die eitle Prahlerei, unverdienter Geringschätzung Trotz zu bieten, sondern den Willen eine Pflicht zu erfüllen, welche ihre eigene Würde und die ihres Gatten von ihr forderte.

Unter den Zeugen des Auftrittes, der jetzt stattfand, und in der glänzenden Menge verloren, befand sich Ducormier. Obgleich sein Freund, Hieronymus Bonaquet, ihn Tags zuvor von seinem Entschlusse benachrichtigt hatte, sich zu einem der nächsten Empfangstage des Hotels Morsenne zu begeben, konnte Anatole dennoch seinen Augen nicht trauen; die Vermessenheit der Neuvermählten schien ihm um so gefährlicher, als er aus den um ihm gewechselten Worten den Empfang beurtheilen konnte, welcher den Arzt und seine Frau erwartete.

Die Besorgniß Anatole's wurde immer schmerzlicher; sein erster Gedanke, von einer wahrhaften

Freundschaft für seinen Jugendfreund eingegeben, war, sich in die erste Reihe der Zuschauer zu stellen, um Bonaquet inmitten dieser hochmüthigen, eisigen und feindlichen Menge wenigstens ein Freundesgesicht zu zeigen und im Nothfalle sein Vertheidiger zu sein. Doch eine selbstsüchtige und feige Furcht hielt Ducormier noch zurück. Gestand er, daß er Bonaquet kenne, so würde er zugleich die Lächerlichkeit und Geringschätzung theilen müssen, welche den unglücklichen Doctor ohne Zweifel zu vernichten drohten; übernahm er im Nothfalle seine Vertheidigung mit Wärme und Muth, so konnte er sich leicht Dem aussetzen, auf der Stelle aus dem Hotel Morsenne fortgeschickt zu werden, und doch hielt Anatole aus mancherlei Gründen auf seine neue Stellung bei dem Fürsten. Im Bewußtsein seiner Niedrigkeit also versteckte sich Anatole so viel er konnte, bückte sich sogar schimpflich mit dem Kopfe, aus Furcht durch seine hohe Gestalt von Bonaquet erkannt zu werden, doch von Neugierde und Interesse zurückgehalten, welches ihm unwillkürlich die Lage seines Freundes in einem so wichtigen Augenblicke einflößte, verließ er den Salon nicht.

Der Fürst, seine Frau, sowie Frau von Robersac und Herr von Saint-Merry hatten sich in der Eile während der Zeit berathen, die Herr und Madame Bonaquet darauf verwandt hatten die lange Galerie zu durchschreiten; als jetzt Beide, die neben-

einander gingen, nur noch in geringer Entfernung von der breiten gewölbten Oeffnung waren, trat Herr von Morsenne aus der Menge hervor, schritt ganz allein bis an die Schwelle des Salons und blieb dort stehen, als wolle er Herrn und Madame Bonaquet den Eintritt in denselben verwehren.

III.

Bei dem Anblicke des Fürsten, welcher aus der Menge hervortrat, dann sich auf die Schwelle des großen Salons gestellt hatte und ihnen den Eintritt verbieten zu wollen schien, konnten Bonaquet und seine Frau sich wechselseitig eines Halblächelns nicht erwehren, und thaten ruhig die wenigen Schritte noch, die sie von Herrn von Morsenne trennten.

Dieser, indem er sich jetzt vor Hieronymus stellte, um ihn am Weiterschreiten zu hindern, sagte in hochmüthigem und eisigem Tone inmitten eines tiefen, fast feierlichen Schweigens zu ihm:

— Mein Herr... wo gehen Sie hin? wer sind Sie?

— Hieronymus Bonaquet, Doctor der Medicin, — antwortete Dieser ruhig, indem er Herrn von Morsenne fest in die Augen blickte.

— Sie haben das Haus verfehlt, mein Herr, — erwiderte der Fürst noch hochmüthiger und

purpurroth vor Zorn, denn die Sicherheit des Doctors erbitterte ihn; — man hat hier nach keinem Arzte verlangt... Es ist kein Kranker hier.

— Sie scheinen mir aber in einem wenig natürlichen Zustande zu sein, mein Herr, — antwortete Bonaquet mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit, — Ihre Wangen sind geröthet, Ihr Auge unterlaufen: es findet ein Blutandrang statt; Ihr Puls muß neunzig Schläge in der Minute thun, das ist viel zu viel; aber mit wem habe ich die Ehre zu sprechen, mein Herr?

Ehe der Fürst, von der Festigkeit Bonaquet's und seiner spöttischen Antwort fast erstickt, noch ein Wort hatte hervorbringen können, hatte Heloise mit ebenso viel Ungezwungenheit, als sei sie in ihrem eigenen Salon, zu Hieronymus gesagt, indem sie ihm den Fürsten mit dem Blicke zeigte:

— Mein Freund, erlauben Sie mir Ihnen Herrn von Morsenne vorzustellen, meinen Vetter und das Haupt meiner Familie.

Indem sie hierauf die Regungslosigkeit des Fürsten benutzte, der durch die Kaltblütigkeit und die Geistesgegenwart der Neuangekommenen immer verwirrter wurde, ging Heloise an ihm vorüber, trat in den Salon und ging geraden Weges hin zu der Fürstin, indem sie mit lauter Stimme zu Hieronymus sagte:

— Wenn Sie erlauben, mein Freund, so werde ich Sie jetzt Frau von Morsenne vorstellen.

Und die junge Frau näherte sich der Fürstin; diese befand sich an der Seite der Frau von Robersac, und hatte den Chevalier von Saint-Merry hinter sich; der übrige Theil der Gesellschaft bildete hinter diesen drei Hauptpersonen einen Halbkreis.

— Meine Cousine, — sagte Heloise jetzt zur Fürstin, — ich stelle Ihnen Herrn Bonaquet, meinen Gatten vor.

Hieronymus verbeugte sich, dann, als er ein kaum unterdrücktes Murren gehört, erhob er sich wieder, und blickte die Gesellschaft fest an. Frau von Morsenne, ebenso wie ihr Gatte durch die Unbefangenheit Heloisens bestürzt, und einen Augenblick von dieser so ruhigen Würde beherrscht, begann bald wieder mit erzürnter Geringschätzung:

— Ich würde der Frau Marquise von Blainville antworten ... daß ...

— Verzeihung, meine Cousine ... Sie wollen gefälligst der Madame Bonaquet antworten, das ist der Name, den ich die Ehre habe zu tragen, — sagte Heloise mit sanfter und ernster Stimme, indem sie die Fürstin unterbrach.

Aber diese wiederholte, indem sie die Stimme erhob:

— Ich würde der Frau Marquise von Blainville antworten, ich könne, ich wolle für die Ehre unseres

Hauses nicht glauben, daß die vorgebliche Verheirathung, von der wir unterrichtet worden, wirklich stattgefunden; es ist ein bejammernswerther Scherz, weiter Nichts.

— Sie sagen mir, Madame, — erwiderte Heloise — daß meine Verheirathung Ihnen ein Scherz scheint! Werden Sie die Güte haben mir zu sagen, warum?

— Ei das ist ganz einfach, Madame, — erwiderte Frau von Robersac mit einem bittern und übermüthigen Lächeln, — man will lieber an einen Scherz glauben, als vor einer Schande erröthen!

Madame Bonaquet maß Frau von Robersac mit dem Blicke, und antwortete ihr mit vernichtendem Stolze:

— Ich erlaube mir nicht, Frau von Robersac von Schande zu sprechen. Wenn Frau von Robersac wüßte, was Schande ist, so wäre sie in diesem Augenblicke nicht in diesem Salon neben Frau von Morsenne und ihrer Tochter.

Bei dieser blutigen Anspielung auf ihre Verbindung mit dem Fürsten, einer mit so vieler Unverschämtheit zur Schau gestellten Verbindung, erbleichte die Baronin, biß sich in die Lippen, daß sie bluteten, und war vernichtet.

Der Fürst, welcher sich der Gruppe wieder genähert, empfand ebenso lebhaft als Frau von Robersac die gerechte Züchtigung, die ihn getroffen, und sagte heftig zu Heloisen:

— Madame, welche Vermessenheit ...

— Machen wir dem ein Ende, mein Herr! — begann unverholen Hieronymus wieder, dessen so energisch hervortretende Züge sich nun in ihrem ganzen männlichen Ausdrucke offenbarten, — spielen wir nicht länger mit indirecten Antworten: man weiß hier sehr wohl, daß Madame meine Frau ist; sie hat eine Familienpflicht erfüllt, indem sie Ihnen unsere Verheirathung mittheilte. Auf diese, von der natürlichsten Schicklichkeit gebotenen Höflichkeit haben Sie, mein Herr, mit einem Rundschreiben geantwortet, das in seiner Beziehung auf Madame und mich die höchste Unverschämtheit ... oder Thorheit ist: wählen Sie!

— Mein Herr, — rief der Fürst, — diese Sprache ...

— Wenn die Wahl Sie in Verlegenheit setzt, mein Herr, — erwiderte Hieronymus barsch, — so bitten Sie irgend ein junges Mitglied Ihrer Familie für Sie zu wählen ... Senden Sie ihn zu mir ... und wir werden mit einander sprechen. Jetzt, mein Herr, hören Sie mit wenigen Worten, warum meine Frau und ich heute Abend bei Ihnen sind: Sie haben gesagt, Sie haben öffentlich geschrieben, daß meine Verheirathung mit Frau von Blainville eine Entehrung für Ihr Haus wäre. Für diese Behauptung sind Beweise nöthig. Diese Beweise verlange ich, und ich komme, mein Herr, um sie in

Gegenwart der Personen von Ihnen zu verlangen, welche uns hören. Ich zweifle nicht daran, daß sie darin den Schritt eines Mannes von Ehre sehen werden. Jetzt, mein Herr, antworten Sie ... ich erwarte.

Und Hieronymus Bonaquet blickte den Fürsten mit fragender Miene an.

Herr von Morsenne wollte ihn sehr hochmüthig behandeln, und erwiderte geringschätzend:

— Wenn ich meinen Gesellschafter wähle, so antworte ich ihm, mein Herr ... aber ich antworte nicht dem Ersten Besten, der sich erlaubt, mich auf diese Weise zu fragen.

— Ich möchte mir erlauben Ihnen bemerklich zu machen, mein Herr, — erwiderte Bonaquet mit einer gezwungenen, vollkommenen Höflichkeit, — daß ein wohlerzogener Mann selbst dem Ersten Besten eine Antwort schuldig ist, wenn dieser Erste Beste kommt, um Rechenschaft über eine unverdiente Beleidigung zu fordern. Sie werden daher, mein Herr, auf der Stelle die Güte haben klar und bestimmt auszusprechen, worin und warum meine Verheirathung mit Frau von Blainville Ihre Familie hat entehren können; wo nicht, und ich nehme in dieser Beziehung die hier anwesenden Personen zum Zeugen, so betrachte ich Ihr Schweigen als einen förmlichen Widerruf einer Beleidigung, deren Ungerechtigkeit Sie anerkennen, und für die Sie mir auf diese

Weise demüthig und schweigend Abbitte thun. Diese Abbitte wird mir genügen, und meine Frau und ich werden uns zufrieden gestellt zurückziehen.

— Abbitte, mein Herr! — rief der Fürst empört aus, — Abbitte, ich! niemals!!!

— Dann, mein Herr, sprechen Sie eine Thatsache gegen mich aus, eine einzige ... wohlan ... ich erwarte es ...

Der Fürst blieb stumm, und schlug verwirrt die Augen vor den Blicken Bonaquet's nieder.

Nach Verlauf einiger Augenblicke tiefen Schweigens begann der Arzt wieder:

— Wohlan! mein Herr! noch Nichts! Diese schimpfliche, entehrende Thatsache, die Ihre Familie über meine Verwandtschaft erröthen lassen muß, diese Thatsache ist unmöglich zu finden, nicht wahr? Ich begreife das. Ich habe daher auch, sehen Sie, mein lieber Herr, — fügte Bonaquet mit einem geringschätzenden Lächeln hinzu, — mit Ihrer Verlegenheit Erbarmen; um dem nun ein Ende zu machen, will ich jetzt die Frage vereinfachen. Besteht das Schreckliche meiner Verheirathung allein, ganz allein in Ihren Augen darin, daß meine Frau eine Marquise war ... und ich ein Arzt?

— Ei! mein Herr, — rief der Fürst, — was bedarf es denn mehr, als eine solche Mißheirath, um ...

Bonaquet unterbrach ihn lächelnd und begann wieder:

— Demnach, mein Herr, erkennen Sie förmlich in Gegenwart dieser Personen, welche uns umgeben, an, daß Sie mir nichts Anderes vorzuwerfen haben, als ein armer Teufel von Bürgerlichen zu sein, der rechtschaffen, arbeitsam, kenntnißreich ist, und als seinen ganzen Adel (verzeihen Sie mir diese Thorheit) nur einigen Ruf in der Wissenschaft hat? Mit einem Worte, mein Herr, es ist ausgemacht, daß Sie mich für einen vollkommen rechtschaffenen Mann halten, mit Ausnahme der Unannehmlichkeit meines gänzlichen Mangels an Geburt? obgleich, unter uns gesagt, — fügte Hieronymus lächelnd hinzu, — es mir doch zuweilen scheint, daß ich geboren bin ... Ja, ich habe die Unverschämtheit es wahr zu finden, daß ich lebe ... Aber Sie, mein Herr, Sie sind in solchen Dingen ein besserer Richter als ich. Ich werde Ihnen zugeben, daß ich durchaus nicht geboren bin, wenn Sie mir zugeben, daß ich ein Mann von Ehre bin.

— Mein Herr, — antwortete der Fürst, entzückt um diesen Preis aus einer so grausamen Verlegenheit zu kommen, — ich habe niemals daran gedacht Ihre Ehre in Frage zu stellen. Nichts gibt mir das Recht anzunehmen, daß Sie nicht ein sehr rechtschaffener, sehr rechtschaffener Mann sind!

— Mehr verlange ich nicht, mein lieber Herr, — sagte Bonaquet, — und meine Frau auch nicht ...

— Und ich, ich muß auch noch hinzufügen, daß der Herr Doctor Bonaquet nicht allein ein vollkommen rechtschaffener Mann, sondern daß er auch noch mit einem seltenen Zartgefühle begabt ist, — sagte plötzlich eine bewegte Stimme.

Und der Neffe des seligen Marquis von Blainville, Herr von Saint-Géran, trat aus dem Kreise, und fuhr in einem viel lauteren Tone fort:

— Ja, denn ich muß auch noch Das wiederholen, was man nicht weiß oder was man thut, als ob man es nicht wisse: nämlich Frau von Blainville war, als ein Beispiel ungewöhnlicher Uneigennützigkeit bei ihrer Wiederverheirathung mit Herrn Bonaquet übereingekommen, auf das beträchtliche Vermögen zu verzichten, in dessen Besitz sie durch ihre erste Ehe gelangte.

Indem sich Herr von Saint-Géran hierauf mit einem Ausdrucke hoher Achtung an Heloisen wandte, fügte er hinzu:

— Glauben Sie gefälligst, Madame, daß ich, indem ich hier laut den Adel, die Großmuth Ihrer Handlungsweise und der des Herrn Bonaquet in Bezug auf mich rühme, weniger einem Gefühle der Dankbarkeit folge, als dem Bedürfnisse, dem so ehrenwerthen Manne, den Sie gewählt haben, ein öffentliches Zeugniß meiner ehrerbietigen Achtung zu geben.

— Schön, Herr von Saint-Géran, — sagte Heloise, indem sie dem jungen Manne die Hand reichte, — sehr schön! Ich danke Ihnen.

Es entstand nun ein neues und tiefes Schweigen von einigen Secunden.

Trotz ihrer unbarmherzigen und eingewurzelten Vorurtheile konnte doch eine große Anzahl der Zeugen dieses Auftrittes sich nicht enthalten, dem entschlossenen und rechtschaffenen Charakter Bonaquet's Beifall zu zollen, und indem sie trotz dem auf ihrer Ansicht in Bezug auf die ungeheure Mißheirath einer Marquise und eines Arztes beharrten, gestanden sie sich dennoch, Herr und Madame Bonaquet hätten in diesem kitzligen Punkte einen Beweis von Schicklichkeit und Festigkeit gegeben.

Der Fürst und die Fürstin, welche es wohl fühlten, was ihre Lage Mißliches hatte, befanden sich in einer peinlichen Folter.

Heloise hatte Mitleid mit ihnen, und sagte mit kalter Würde zu Frau von Morsenne:

— Adieu, meine Cousine; das zurückgezogene Leben, dem sich Herr Bonaquet und ich aus Neigung gewidmet, würde mich abgehalten haben, unsere ehemaligen Familien und gesellschaftlichen Verbindungen fortzusetzen, selbst wenn der Vorfall von heute Abend sie uns nicht von jetzt an unmöglich gemacht; ich nehme wenigstens die Ueberzeugung mit mir hinweg, daß Sie Ihren unüberlegten Schritt bereuen, der ganz allein Herrn Bonaquet und mich heute Abend zu Ihnen führte.

Indem sie nun eine halbe Verbeugung voll Adel

und Anstand machte, schickte sich Heloise an den Salon zu verlassen, aber plötzlich trat die junge Herzogin von Beaupertuis, welche während dieses Auftrittes geschwiegen und von verschiedenen Gemüthsbewegungen erregt geschienen (von denen keine dem Scharfblicke Ducormier's entgangen war), aus dem Kreise, und indem sie auf Madame Bonaquet zuschritt, sagte sie in bewegtem und innigem Tone zu ihr:

— Ich bitte Sie inständigst, Madame, dieses Haus nicht zu verlassen, ohne mir eine Beleidigung zu verzeihen, deren schimpfliche Ungerechtigkeit ich jetzt fühle, und für die ich Sie um Entschuldigung bitte, denn ich bin es ...

— Meine liebe Diana, — erwiderte Heloise mit ihrem sanften und feinen Lächeln, indem sie die Hergogin unterbrach, — Herr Bonaquet wird Ihnen sagen, daß der einzige Fehler, den wir an Ihrem Rundschreiben gefunden haben, der war, darin unseren Namen prangen zu sehen. Mit Ausnahme dieses Irrthumes würden wir Ihnen nur unser Compliment über eine Idee zu machen gehabt haben, welche, viel schicklicher angewandt, sehr würdevoll gewesen wäre.

Herr von Morsenne, der so viel als möglich das grobe Benehmen seines Empfanges gegen die Neuvermählten wieder gutmachen wollte, sagte mit einer gezwungenen und ceremoniellen Miene zu Heloise, als er sie im Begriffe sah den Salon zu verlassen:

— Sie werden mir erlauben, meine Cousine, die Ehre zu haben Ihnen meinen Arm anzubieten?

— Ich werde den Arm des Herrn von Saint-Géran nehmen, wenn Sie mir es gefälligst erlauben wollen, — antwortete die junge Frau des Fürsten, um ihn durch diese Weigerung fühlen zu lassen, daß eine Handlung alltäglicher Höflichkeit nicht ausreiche, um ein beleidigendes Verfahren wieder gut zu machen.

Indem sich Madame Bonaquet anschickte den Salon zu verlassen, suchte sie ihren Gatten mit dem Blicke, und sah ihn bleich, regungslos, die Züge von Schmerz und unendlicher Angst erfüllt.

— Mein Freund, — sagte sie leise zu ihm, indem sie den Arm Saint-Géran's nahm, — kommen Sie.

Von der Stimme seiner Frau wieder zu sich gebracht, erbebte Hieronymus und folgte ihr fast gedankenlos in die lange Galerie, welche nach dem ersten Salon führte.

— Mein Gott, mein Freund, was gibt es? — sagte Heloise voll Bangigkeit leise zu ihm, — Sie haben Thränen in den Augen.

— Er war da! — antwortete Hieronymus mit erstickter Stimme, — ich habe ihn gesehen, wie er sich unter dieser Menge verbarg, statt zu uns zu kommen.

— Von wem sprechen Sie denn?

— Von Anatole, — antwortete Hieronymus niedergeschlagen.

— Er, hier! — sagte Heloïse mit einem Ausdrucke der Ueberraschung und der Geringschätzung. — Und er ist fern von Ihnen geblieben! Ach! das ist feig, sehr feig!

— Jetzt, — begann Hieronymus bestürzt wieder, — ist jede Hoffnung verloren. Nach einer solchen Vernachlässigung wäre mir seine Gegenwart unausstehlich.

Und Hieronymus ging schweigend und niedergeschlagen neben seiner Frau.

Herr von Saint-Géran, welcher Heloisen den Arm gab, hatte als wohlerzogener Mann scheinbar nicht auf die wenigen vorhergehenden, mit leiser Stimme zwischen Hieronymus und seiner Frau gewechselten Worte geachtet.

Alle drei gelangten indeß in den ersten Salon, in dessen Hintergrunde sich eine prachtvolle spanische Wand von Coromandel-Lack befand, die eine Nebenthür verbarg.

Diese Thür hatte sich in dem Augenblicke geöffnet, als Herr von Saint-Géran, welcher ebenso wie Heloïse in geringer Entfernung von der spanischen Wand stehen blieb, zu der jungen Frau sagte:

— Madame, geruhen Sie mir einige Augenblicke zu gönnen, ich habe Sie um eine Gunst zu bitten.

— Sprechen Sie, ich bitte Sie, Herr von Saint-

Géran, die Biederkeit Ihres Benehmens am heutigen Abend erhöhte meine Achtung gegen Sie noch mehr.

— Herr Bonaquet hatte mich hoffen lassen, daß er mein Dolmetscher bei der Mutter der Mademoiselle Duval sein würde. Die Heirath, von der wir gesprochen haben, würde meine Wünsche erfüllen. Ihnen verdanke ich den Gedanken der Verbindung, Madame ... Vollenden Sie Ihr Werk und ich werde Ihnen ewig dafür dankbar sein ...

— Das Uebelbefinden der Madame Duval hatte meinen Gatten bis jetzt verhindert, mit ihr über unsere Pläne zu sprechen; aber Gott sei Dank, sie befindet sich besser, und ich verspreche Ihnen, Herr von Saint-Géran, daß Herr Bonaquet sich demnächst mit Dem beschäftigen wird, was Sie wünschen, und Alles von der Welt thun wird, damit es gelingt.

— Ach! Madame, wenn es Ihnen gelingt, so würde ich Ihnen das Glück meines Lebens verdanken.

— Es wird nicht von mir abhängen, daß Ihre Wünsche in Bezug auf das Glück der Madame Duval und auf das Ihrige verwirklicht werden.

Da Herr von Saint-Géran dienstfertig den alten Diener gerufen hatte, der Heloisen begleitet, so ließ dieser die Miethkutsche vorfahren, welche Hieronymus für diesen Abend gemiethet hatte, und die Neuvermählten verließen das Hotel Morsenne.

Anatole Ducormier hatte sein Gewissen Scham

und Reue empfinden lassen, als er Hieronymus und seine Frau mit so vieler Würde diese anfangs gegen sie so feindliche Gesellschaft verlassen sah. Da er das Hotel bereits kannte, so hatte er eilig durch einen Nebengang, der nach dem Eintrittszimmer führte, in welchem er vor Hieronymus und seiner Frau anzukommen hoffte, um sie über sein unwürdiges Verlassen um Verzeihung zu bitten, einen der Salons verlassen; aber Madame Bonaquet sprach mit Herrn von Saint-Géran in dem Augenblicke, als Anatole, noch durch die spanische Wand verborgen, welche die Eingangsthür verbarg, zu erscheinen im Begriffe stand; da er Hieronymus in Gegenwart eines Fremden nicht anzureden wagte, so hörte Ducormier, da er unsichtbar blieb, daher auch das Versprechen, welches Heloise Herrn von Saint-Géran in Bezug auf Mademoiselle Duval gab.

IV.

Am folgenden Tage nach dem, an welchem Bonaquet und seine Frau auf eine so würdige Weise bei der Fürstin von Morsenne erschienen waren, ging Anatole Ducormier, nachdem er in den Vormittagsstunden mit dem Fürsten gearbeitet hatte, tiefsinnig in dem großen und prachtvollen Garten des Hotels spazieren; die Kälte hatte nachgelassen, die Sonne glänzte wie in den schönen Frühlingstagen.

Anatole war soeben in eine Art von Labyrinth von hundertjährigen, dichten und schattigen grünen Bäumen getreten, als er den Sand in der Allee leicht hinter sich knistern hörte; er wandte sich um, und befand sich der Frau von Beaupertuis gegenüber. Sie trug mit ihrer gewöhnlichen Anmuth eine elegante Morgentoilette. Anatole grüßte die junge Frau ehrerbietig, und um sie bei ihrem Spaziergange nicht zu stören, wollte er eben eine Seiten-

allee einschlagen, als Diana von Beaupertuis stolz und mit befehlender Stimme zu ihm sagte:

— Mein Herr, ein Wort.

Ducormier blieb stehen, verneigte sich erwartend.

— Mein Herr, — begann die Herzogin wieder, — ich finde es sonderbar, Sie in dem Hause meines Vaters zu sehen.

— Ich finde es gleichfalls sehr sonderbar, Frau Herzogin.

— Seit Ihrer Ankunft hier, mein Herr, habe ich vergebens eine Gelegenheit gesucht, um einige Augenblicke Sie allein zu sprechen.

— Ich stehe zu Ihren Befehlen, Madame.

— Was ich Ihnen zu sagen habe, mein Herr, wird auch sehr kurz und einfach sein: es sagt mir nicht zu, daß Sie hier wohnen, Sie werden nicht hier bleiben.

— Sobald der Fürst mir meinen Abschied gegeben, Madame, werde ich gehorchen.

— Es ist ganz unnöthig, meinen Vater bei Allem sich in's Mittel legen zu lassen; es läßt sich nicht denken, daß er in vierundzwanzig Stunden sich entschlossen hat, Sie zum Secretär zu nehmen; er hat nothwendigerweise dazu seine Gründe gehabt, wichtige Gründe; ich werde mich daher auch nicht an ihn wenden, um Ihre Entfernung aus diesem Hause zu erlangen.

— Und an wen denn, Madame?

— An Sie, mein Herr.

— Und welchen Nachtheil bringt Ihnen meine Gegenwart hier, Madame?

— Mein Herr, Sie wissen wohl, daß ich die Person bin, mit der Sie sich in der Donnerstagsnacht lange auf dem Opernballe unterhalten haben.

— Und die mir die Ehre erzeigt, mir für heute Nacht ein Rendezvous auf demselben Balle zu geben?

— Ja, mein Herr, gerade weil ich mit Ihnen die Unterredung gehabt habe, von der ich Ihnen spreche, gerade weil ich Ihnen dieses Rendezvous gegeben hatte, beliebt es mir nicht, daß Sie hier bleiben.

— Ich bin sehr unglücklich, Frau Herzogin, weder den Sinn, noch den Zweck Ihrer Worte zu errathen; verzeihen Sie meinen Mangel an Scharfblick . . .

— Um Ihrer Eigenliebe nicht zu nahe zu treten, fordere ich Sie auf, mein Herr, und Sie besitzen Eigenliebe, wie ich glaube . . .

— Sehr viel, Madame.

— Fordere ich Sie also auf mich nicht zu nöthigen, mich deutlicher zu erklären.

— Ich werde Alles anhören, Madame.

— Vielleicht, mein Herr.

— Versuchen Sie es, Madame.

— Nun denn, mein Herr, es gefällt mir nicht, daß Sie hier bleiben, weil es mir außerordentlich unangenehm ist, täglich einem Mann zu begegnen,

welchen ich angeredet und der mir mit der Freiheit geantwortet hat, zu welcher die Maske berechtigt, obgleich dieser Mann im Lohne meines Vaters steht.

— Der Grund, den Sie mir da angeben, Madame, — antwortete Anatole kaltblütig, — ist ziemlich wahrscheinlich ... aber es gibt noch andere ...

— Herr Ducormier erlaubt sich an meinen Worten zu zweifeln?

— Mein Gott, Madame, Herr Ducormier hat sich gewöhnt ein großer, ziemlich scharfsichtiger Beobachter zu sein; er sieht, was er sieht ... er weiß, was er weiß.

— Und was sieht, was weiß Herr Ducormier?

— Etwas sehr Einfaches, Madame. Die verschiedenen Vorfälle unseres Zusammentreffens, unserer Unterredung von neulich Nacht, die Freiheit der Sprache, welche daraus hervorgegangen ist, lassen Sie fürchten, sagen Sie, daß, berufen in diesem Hause zu leben, ich mich durch die wenigen Augenblicke einer dem Zufalle schuldigen Vertraulichkeit berechtige, Ihnen nicht jede tiefe Ehrerbietung zu erzeigen, welche der bezahlte Secretär Ihres Herrn Vaters Ihnen schuldig ist. Diese Befürchtung ist nicht gegründet, Madame; was Sie fürchten, ist vielmehr Folgendes: nämlich, daß Ihre glänzende Schönheit, Ihr Geist, Ihr Zauber, mich leidenschaftlich verliebt in Sie machen möchten. Nun aber ist in der That für eine Frau von Ihrem Range, und

besonders von Ihrem Charakter, Madame, Nichts unerträglicher, als täglich einem sehr verliebten, und so niedrig gestellten Manne zu begegnen, daß man sich nicht einmal aus Kokketterie herablassen kann, sich über diese lächerliche Leidenschaft zu belustigen; aber ... beruhigen Sie sich, Madame.

— Ich soll mich beruhigen! — erwiderte Diana mit gesteigertem Hochmuthe. — Glauben Sie denn, mein Herr, daß ich Sie einer solchen Unverschämtheit fähig gehalten habe?

— Ja, Madame, ich glaube es.

— Mein Herr!

— Sonst, Madame, würden Sie mir nicht befehlen dieses Haus zu verlassen.

— Das wird von einer Vermessenheit ...

— Nein, Madame, es ist keine Vermessenheit, es ist Urtheil. Sie langweilen sich zum Sterben; keiner der Männer, die Sie umgeben und die sich um Sie bewerben, gefällt Ihnen; Sie sind indessen unbestimmterweise von dem Bedürfnisse zu lieben gequält; Ihr Stolz ist ihre Tugend; ich weiß und habe Alles das neulich bei unserer nächtlichen Unterredung errathen. Nun aber ist es ziemlich natürlich, daß Sie, indem Sie mich für weniger, als ich es bin, von der Geringfügigkeit meiner Stellung durchdrungen halten, mich für fähig glauben, daß ich es wage, die Augen auf Sie zu erheben, Madame, und sogar thörichterweise verblendet zu sein, um viel-

leicht auf Ihre Absonderung, auf Ihre Langeweile und selbst auf meine Stellung in diesem Hause zu rechnen, die eine Liebschaft ebenso bequem, als verborgen machen würde; der bloße Gedanke einer solchen Unverschämtheit von meiner Seite empört Sie, Madame, und um sich dieser verdrießlichen Furcht zu entledigen, befehlen Sie mir dieses Haus zu verlassen. Aber, ich wiederhole es Ihnen, ich beschwöre Sie darum, beruhigen Sie sich, Madame; mein Herz ist für jede Leidenschaft, für jede Liebe erstorben; ich gehöre nicht zu diesen armen Thoren, welche verliebt in die Sterne werden; mit einem Worte, in Ermangelung von Lebensart habe ich zu viel gesunden Verstand, um nicht zu begreifen, daß der gering besoldete Secretär des Herrn Fürsten von Morsenne für immer die Unterredung auf dem Opernballe vergessen muß. Geruhen Sie mir zu glauben, Madame; wenn es mir erlaubt ist auch ferner hier zu leben, so werde ich nur einen einzigen Zweck haben: nämlich den, es so einzurichten, daß Sie meine Gegenwart niemals bemerken würden.

— Mein Herr! — sagte Diana von dem schwermüthigen und ergebenen Ausdruck Anatole's in diesen letzten Worten gerührt, — es wäre mir schmerzlich, Sie ...

— Ich bitte Sie, Madame ... ein letztes Wort ... Wenn Sie es verlangen, so werde ich mich entfernen, ich werde, ich gestehe es Ihnen, nicht ohne Bedauern

der mir so unverhofft gewordenen Stellung entsagen, die ich bei Ihrem Herrn Vater gefunden hatte; ich habe kein Vermögen, keine Gönner; das Wohlwollen des Fürsten durch meinen Eifer und meine Arbeit gerechtfertigt, konnte eines Tages meine Zukunft sichern . . . Ich sage Ihnen das ohne mich zu schämen; ich erröthe nicht darüber arm zu sein . . . und zu gestehen, daß ich Unterstützung bedarf. Ich hätte daher auch, Madame, — fügte Ducormier mit einem traurigen und innigen Ausdrucke hinzu, — eine unwandelbare Dankbarkeit für Sie gehabt, wenn Sie großmüthig wären und versuchten, den Widerwillen zu überwinden, den ich Ihnen einflöße . . . indem ich mich bei der Ehre, meinem einzigen Gute, verbindlich mache, Ihr Vergessen durch Ergebenheit und Ehrerbietung zu verdienen . . .

— Es ist mir ohne Zweifel schmerzlich, mein Herr, Ihrer Laufbahn ein Hinderniß in den Weg zu legen, — antwortete Diana von Beaupertuis, indem sie ihre zunehmende Gemüthsbewegung unterdrückte, — aber ich habe es Ihnen gesagt . . . Ihre Anwesenheit . . . in diesem Hause . . .

— Kein Wort mehr, Madame, ich werde Ihnen gehorchen; der Fürst ist zu Hause, ich werde meine Stelle augenblicklich niederlegen.

Und nachdem er sich vor Frau von Beaupertuis verneigt hatte, verließ Anatole langsam die Allee des Labyrinths.

Die junge Frau schien von einem heftigen inneren Kampfe bewegt; endlich, indem sie einem anfangs hartnäckig bekämpften Gedanken nachgab, rief sie in dem Augenblicke, als Anatole an der Ecke der Allee verschwand:

— Herr Ducormier!

Anatole wandte sich wieder um, seine Züge waren ernst und betrübt; er schritt auf Frau von Beaupertuis zu, und sagte traurig zu ihr:

— Was wünschen Sie, Madame?

— Ich wäre untröstlich, mein Herr, wenn Sie mich für selbsüchtig genug hielten, daß ich Ihre Zukunft einer bloßen Laune zu Liebe vernichten könnte.

— Ich klage Sie nicht an, Madame; ich gehorche Ihnen . . .

— Indem Sie mich verwünschen? . . .

— Es ist lange her, Madame, daß ich Die nicht mehr verwünsche, welche mich verletzen.

— Sie verachten sie?

— Ich bedaure sie, Madame; sie verlieren an mir eine zuverlässige und treue Ergebenheit.

— Und sie machen sich einen gefährlichen Feind aus Ihnen?

— Ich gehöre zu Denen, Madame, die man ohne Furcht und ohne Gefahr vernichten kann. Die Gewohnheit zu leiden hat mich nachsichtig gemacht.

— Herr Ducormier, — begann Frau von Beau-

pertuis nach einem Augenblicke des Schweigens, — kann man Ihren Worten glauben?

— Mir diese Frage stellen heißt daran zweifeln, Madame.

— Das ist wahr, ich habe Unrecht gehabt; nun denn, versprechen Sie mir also ganz aufrichtig auf eine Frage zu antworten.

— Ich verspreche es Ihnen, Madame.

— Auf Ehre?

— Auf Ehre.

— Wem schreiben Sie meinen Wunsch zu, Sie von hier sich entfernen zu sehen?

Und indem sie den Grund der Gedanken Anatole's zu errathen versuchte, fügte die junge Frau hinzu:

— Antworten Sie mir ganz offenherzig und fest. Ich verzeihe die Kühnheit; niemals die Lüge.

— Ich habe Ihnen gesagt, Madame, daß ...

— Ja, Sie haben mir gesagt, daß ich fürchtete Sie entweder unverschämt vertraut, oder lächerlich verliebt zu sehen; aber, sein Sie aufrichtig, das ist nicht der Grund, dem Sie mein Verlangen Sie von hier zu entfernen zuschreiben.

— Frage um Frage, Madame?

— Es sei!

— Offenherzigkeit gegen Offenherzigkeit?

— Es sei! fahren Sie fort!

— Ist es wahr, Madame, daß Das, was sich gestern Abend zwischen dem Doctor Bonaquet und

mehreren Personen Ihrer Familie zugetragen, sehr auf Ihren Entschluß, mich dieses Haus verlassen zu sehen, eingewirkt hat?

Die junge Frau erbebte, erröthete und antwortete, von dem Scharfblick Ducormier's in Verwirrung gesetzt:

— Das ist wahr, mein Herr.

— Ist es wahr, Madame, daß Sie, als Sie Herrn Bonaquet und seine Frau einen Beweis von so viel Anstand, Muth und Adel der Seele geben sahen, vielleicht zum ersten Male eingesehen, daß eine Frau von hoher Geburt sich nicht herablassen, sondern sich dadurch ehren könnte, einen Mann von geringem Herkommen zu lieben, vorausgesetzt, daß dieser Mann einer solchen Liebe würdig ist?

— Das ist sehr wahr, mein Herr.

— Es wäre mir jetzt viel leichter auf Ihre letzte Frage zu antworten, Madame, wenn ...

— Wenn ...

— Wenn Sie fähig wären ohne Zorn und Geringschätzung die Antwort anzuhören, welche Sie herausgefordert haben.

— Ich habe es Ihnen gesagt, mein Herr, ich verzeihe die Kühnheit, niemals aber die Lüge oder Heuchelei. Ich habe die Wahrheit von Ihnen verlangt, ich werde Ihnen Dank wissen, wenn Sie aufrichtig sind.

— Es ist möglich, Madame, daß meine Aufrich-

tigkeit verhängnißvollerweise meinen Austritt aus diesem Hause herbeiführt und meine Zukunft vernichtet; gleichviel, ich werde niemals vor einer Aufforderung, welche man an meine Aufrichtigkeit macht, zurückweichen.

— Sprechen Sie, mein Herr.

— Wohlan! Madame, soeben sagte ich Ihnen, in der Hoffnung verstanden zu werden, in der Weise einer Gegenwahrheit, Sie wünschten mich zu entfernen, aus Furcht, ich möchte verliebt in Sie werden, Madame ... Ich hätte lieber sagen sollen, daß Sie fürchten, die Langeweile, die Absonderung, die Leichtigkeit, der Zufall, die Laune und besonders der tiefe Eindruck, den Ihnen der Auftritt von gestern Abend verursachte, möchten Sie vielleicht eines Tages aus Unthätigkeit dahin führen, Ihre Augen bis zu mir herabzulassen, so unwürdig ich mich auch einer solchen Gunst halte; denn ich wiederhole es Ihnen, Madame, mein Herz ist für die Liebe erstorben. Mit einem Worte, Sie wollen mich, nicht in der Voraussicht einer drohenden Gefahr, sondern in der dunkeln Befürchtung einer möglichen und fernen Gefahr entfernen ... Aber, sehen Sie, Madame, jetzt, nach diesen Worten einer kühnen Offenherzigkeit erkenne ich die Unmöglichkeit, daß ich länger in diesem Hause bleibe. Möchte dieses Opfer mir die Aufrichtigkeit verzeihen lassen, Madame, die Sie von mir verlangt haben!

— Diana, meine Liebe, wo sind Sie? — sagte

plötzlich eine schwache und kreischende Stimme, indem sie sich dem Labyrinthe näherte.

— Das ist Herr von Beaupertuis, — begann die junge Frau wieder.

Und da Anatole sich entfernen zu wollen schien, so fügte Diana hinzu:

— Bleiben Sie und folgen Sie mir.

Hierauf sagte Frau von Beaupertuis, indem Sie ihrem Gatten entgegenging, leise und sehr rasch zu Anatole:

— Heute Nacht um ein Uhr auf dem Opernballe, in dem Corridor des zweiten Ranges; ziehen Sie einen Domino an, befestigen Sie ein rothes und weißes Band an Ihrem Aermel, ich werde ebenso erscheinen.

Diana sprach kaum diese Worte aus, als sie sich ihrem Gatten gegenüber befand.

Der Herzog von Beaupertuis war ein ganz kleiner, magerer, blonder, winziger Mann mit großen bläulichen, vor dem Kopfe liegenden Augen, seine verworrenen Haare fielen unter einer schmuzigen Mütze von schwarzem Sammet hervor; sein gelblicher Bart von zwei bis drei Tagen wuchs dicht unter seiner erdfahlen Haut; er trug einen sehr unsaubern Morgenüberrock von grauem Flanell.

— Ich wußte, meine Liebe, daß ich Sie im Garten finden würde, — sagte Herr von Beaupertuis, indem er sich an seine Frau wandte, — und ich kam ...

Da er aber Anatole erblickte, der aus Bescheidenheit in einiger Entfernung von der jungen Frau stehen blieb, — so unterbrach sich Herr von Beaupertuis, indem er Diana mit erstaunter und fragender Miene anblickte.

Diese sagte nun zu ihm, indem sie ihm Anatole vorstellte:

— Herr Ducormier, der neue Secretär meines Vaters, — und indem sie sich nach Anatole umwandte, fügte sie hinzu:

— Herr von Beaupertuis.

Anatole verneigte sich ehrerbietig vor dem Herzoge, der zu seiner Frau sagte:

— Ei! Ihr Vater hat einen neuen Secretär? das wußte ich nicht.

— Ihre Unwissenheit überrascht mich nicht, mein Herr, — erwiderte Diana lächelnd, — denn, wie ich glaube, sind es jetzt drei Tage her, daß Sie Ihre Wohnung nicht verlassen haben, nicht einmal gestern Abend, obgleich es der Empfangstag meiner Mutter war.

— Ach! meine Liebe, wenn Sie aber auch wüßten, — erwiderte der Herzog, indem er voll Jubel die Augen gen Himmel erhob, — diese Pamphylocromoresinum, sie sind unerhört, unglaublich!

— Ich weiß nicht, mein Herr, von wem und wovon Sie sprechen wollen.

— Ich spreche von diesen Käfern, Männchen und

Weibchen, die ich von Algier erhalten habe; es sind Pamphylocromoresinum von der seltensten Art.

Und indem er sich jetzt an Anatole wandte:

— Hat der Herr einige Kenntnisse in der Naturgeschichte?

— Sehr unvollkommen, Herr Herzog.

— Aber Sie besitzen immer genug davon, um sich für Naturerscheinungen zu interessiren.

— Zuverlässig, Herr Herzog, es gibt nichts Interessanteres als diese Studien, selbst für Profane, wie ich bin.

— Das lasse ich mir gefallen! — erwiderte der kleine Mann entzückt, — Das ist es auch, was ich Frau von Beaupertuis immer wiederhole; ohne gelehrt zu sein, kann man sich für die Naturerscheinungen interessiren, ja, meine Liebe, und ich kam gerade um Ihnen die merkwürdigste Beobachtung von der Welt mitzutheilen, — fügte Herr von Beaupertuis mit wichtiger und triumphirender Miene hinzu. — Kennen Sie die Eigenheiten der Pamphylocromoresinum. Ich habe drei Tage damit zugebracht sie zu beobachten, aber, um Ihnen Alles recht begreiflich zu machen, bedürfte ich eines sehr dicken Baumstammes, an den ich mich klammern könnte, — fügte Herr von Beaupertuis hinzu, indem er mit sehr wichtiger Miene die Augen um sich warf, um das Mittel zu finden, seine Mimik zu vervollständigen; aber Frau

von Beaupertuis, sehr wenig neugierig nach dieser Pantomime, sagte zu ihrem Gatten:

— Sie werden mich entschuldigen, mein Herr, aber, wie Sie wissen, habe ich durchaus keine Neigung zu der Naturgeschichte. Ich zweifle nicht, daß Herr Ducormier sehr glücklich sein wird Sie zu hören.

— Aber, meine Liebe, erlauben Sie mir nur Ihnen vorzustellen ...

— Ich bitte Sie mich in Ruhe zu lassen und mir eine solche Vorstellung zu ersparen, — sagte Frau von Beaupertuis, indem sie sich entfernte und Anatole in den Händen des unbarmherzigen Käferliebhabers ließ, der Ducormier so seltsame, so abgeschmackte Beobachtungen über die unbekannten Gewohnheiten der Käfer zu erzählen begann, daß Anatole vollkommen den Widerwillen Diana's gegen diese unbegreiflichen physiologischen Entdeckungen begriff.

Glücklicherweise kam nach Verlauf von zehn Minuten Herr von Morsenne in Begleitung eines seiner Freunde, um Anatole seiner Geduldprobe zu entreißen.

— Herr Ducormier, — sagte der Fürst, — ich gehe nach der Pairskammer. Sie werden mir meine Correspondenz in Ordnung bringen, bei meiner Rückkehr werde ich sie sehen. — Und er fügte mit bedeutsamer Miene hinzu: — Sie werden den bewußten Auftrag nicht vergessen?

— Nein, Fürst; ich werde augenblicklich ausgehen dies zu besorgen.

— Dann werden Sie mir bei meiner Rückkehr aus der Kammer Bericht darüber erstatten?

— Ja, Fürst, — anwortete Anatole, indem er sich verneigte, und er entfernte sich rasch, um den wissenschaftlichen Mittheilungen des Herrn von Beaupertuis zu entgehen.

Dieser, der nun den Fürsten und seinen Freund in's Auge faßte, sagte zu ihm:

— Mein lieber Schwiegervater, ich muß Ihnen eine sehr merkwürdige Beobachtung mittheilen, die ich . . .

— Mein lieber Herzog, — antwortete der Fürst, indem er voll Schrecken davoneilte, — ich habe unglücklicherweise keinen Augenblick Zeit, sonst würde ich Sie gewaltig wegen Ihres unfreundlichen Betragens ausschelten. Es sind jetzt drei Tage her, daß man Sie nicht gesehen hat. Um Gottes willen, werden Sie doch ein wenig geselliger, suchen Sie lieber die Menschen auf statt Ihrer Insecten.

Und Herr von Morsenne verließ den Herzog von Beaupertuis, welcher mitleidig die Achseln zuckend zurückkehrte, um sich wieder mit seinen theuren Käfern einzuschließen, während Anatole Ducormier sich nach dem Laden der Maria Fauveau begab, die er am vorigen Tage nicht hatte finden können.

V.

Als Ducormier in den Laden Gagne=Petit trat, war Joseph Fauveau allein an seinem Ladentische; er schien so verlegen, so unzufrieden bei dem Anblicke seines Freundes, daß dieser über die Kälte des Empfanges überrascht war, aber er schien es nicht zu bemerken, reichte Joseph herzlich die Hand und sagte zu ihm:

— Guten Tag, mein Freund; wie befindet sich Deine liebe Frau?

— Meine Frau ist bei ihrer Mutter, — antwortete Fauveau trocken, ohne die Hand zu nehmen, welche ihm Anatole anbot.

Dieser blickte Joseph überrascht an, und begann wieder:

— Was fehlt Dir denn? Du empfängst mich auf eine sonderbare Weise!

— Weil ich mich nicht verstellen kann.

— Verstellen, wie?

— Höre, Anatole, ich habe nicht Deinen Verstand, ich habe nur meinen gesunden Verstand, und mein gesunder Verstand sagt mir, daß Du Dich schlecht gegen Dich und Deine Freunde benimmst; nun aber liebe ich Dich noch zu sehr, um zu fühlen, daß ich Dich nicht mehr mit Vergnügen bei mir sehen werde.

— Deine Worte überraschen mich ... Woher kommt die Veränderung? Sag' an, sei offen, Joseph. Sollte ich Dich ohne mein Wissen beleidigt haben?

— O! Du beleidigst Deine Freunde, indem Du sehr wohl weißt, daß Du Sie beleidigst.

— Und wie? Und wann denn?

— Ich habe vorgestern bei Bonaquet und seiner Frau zu Mittag gespeist. Wir haben Dich den ganzen Abend über erwartet, indem wir uns über Deine Rückkehr zum Guten Glück wünschten, denn Hieronymus hatte uns von Deinem Entschlusse und von Deinem Versprechen unterrichtet ... von Deinem Ehrenwort bei ihm zu leben. Du hast Dein Wort gebrochen. Du beharrst auf einer Lebensweise, die ein schlechtes Ende für Dich nehmen wird. Du bist frei; aber auch Deinen wahren Freunden steht es frei Dich zu vermeiden, nachdem sie, wie Hieronymus, Alles versucht haben, Dich zurückzuführen.

— Mein guter Joseph, weit davon entfernt mich zu verletzen, ist Deine Strenge mir ein Beweis

Deiner Freundschaft, und ich bin dieser Freundschaft nicht unwürdig. Weißt Du, warum ich das Wort gebrochen habe, das ich Hieronymus gegeben hatte?

— Die Ursache kümmert mich wenig. Du hast Dein Wort gebrochen und das ist schlecht. Hieronymus ist bis zu Thränen darüber betrübt gewesen.

— Die Ursache meines Wortbruches ist nicht gleichgültig, besonders nicht für Dich, Joseph; denn wenn ich, wie Du sagst, mein Wort gebrochen habe, so geschah es zu Deinem Besten.

— Zu meinem Besten!

— Ja, denn es handelt sich um Dein Kostbarstes, um Dein Theuerstes auf der Welt ... verstehst Du, Joseph? ... um Dein Theuerstes auf der Welt.

— Anatole, ich weiß nicht was Du sagen willst, erwiderte Fauveau überrascht.

Dann fügte er hinzu, indem er überlegte und und die Worte seines Freundes widerholte:

— Was ich Kostbarstes, Theuerstes auf der Welt habe ... Ei, das ist Maria!

— Und Du hast Recht so zu denken, mein guter Joseph; Deine Frau ist ein Schatz, aber die Schätze ...

— Sprich doch aus! ... die Schätze? ...

— Machen Neider.

— Neider? — erwiderte Fauveau, indem er seinen Freund mit zunehmender Ueberraschung anblickte. — Wie, Neider?

— Leider! ja, mein guter Joseph.

— Sieh, Anatole, ich weiß nicht was Du sagen willst. Wenn es ein Scherz ist, so sage ich Dir im Voraus, daß ich ihn selbst von Dir nicht dulden werde, denn ich habe für Maria ebenso viel Verehrung als Achtung . . . und wenn Du das Unglück hättest zu . . .

— Joseph . . . Du verstehst mich nicht . . . habe ich denn das Aussehen zu scherzen?

— Nein, das ist wahr; aber dann erkläre Dich . . . um Gottes willen, erkläre Dich! Ich weiß nicht warum, aber ich fühle mein Herz bereits ganz beklommen . . .

— Joseph, ich will Dir einen großen Dienst leisten; aber diesen Dienst . . . kann ich Dir nur unter einer Bedingung leisten . . .

— Eine Bedingung . . . bei einem Dienste? Und Du nanntest Dich meinen Freund?

— Es ist mir unmöglich, Dir ohne eine Bedingung nützlich zu sein.

— Nun endlich, worin besteht sie?

— Gib mir Dein Wort als rechtschaffener Mann, Bonaquet nicht ein einziges Wort von Dem zu sagen, was ich Dir anvertrauen werde.

Fauveau blickte seinen Freund mit mißtrauischer Miene an und erwiderte:

— Es handelt sich um etwas Schlechtes, da Du es Hieronymus verbergen willst.

— Es handelt sich darum, vielleicht großem Unglücke vorzubeugen, — antwortete Anatole mit ernster und feierlicher Stimme.

— Großem Unglücke? und das betrifft Maria?

— Aber um zu beschwören, was ich fürchte, darf, ich wiederhole es Dir, Hieronymus nicht wissen, was ich Dir anvertrauen will; er dürfte es sogar nicht wissen, daß wir uns wiedergesehen haben.

— Niemals werde ich meinen besten Freund belügen, niemals werde ich mich gegen ihn verstellen.

— Dann, Adieu, Joseph.

— Anatole, Du wirst nicht von hier fortgehen, ehe Du Dich erklärt hast! — rief Fauveau mit fast drohender Miene; — erst muß man nicht Unruhe in dem Herzen erregen und dann fortgehen; ich habe Dir gesagt, daß mein theuerstes und kostbarstes Gut auf der Welt Maria ist; Du hast mir geantwortet, ich habe Recht, denn sie wäre ein Schatz, aber Schätze erweckten Neider! Das sind Deine eigenen Worte. Dahinter steckt Etwas, ich bin kein Dummkopf!

— Dahinter steckt ein großer Dienst, den ich Dir erzeigen kann, aber Du mußt mir dies Geheimniß gegen Hieronymus bewahren, den ich immer als den besten, als den edelsten Menschen liebe; mein Wortbruch hat ihn verletzen müssen, aber, ich wiederhole es Dir, meine Freundschaft gegen Dich ist allein die Ursache davon.

— Sieh, Anatole, — erwiederte der arme Joseph, dessen Besorgniß und Neugierde voll Angst mit jedem Augenblicke zunahm, — wie Du siehst, fließt mir der Schweiß bei dem bloßen Gedanken an eine Gefahr, welche Maria bedroht, von der Stirne. Wohlan, sei brav; mißbrauche Deine Ueberlegenheit nicht. Du weißt, daß ich in Bezug auf den Verstand und die Mittel nur ein Dummkopf gegen Dich bin. Anatole, wärest Du im Stande mich absichtlich zu quälen, mich zu einem falschen Schritte gegen Hieronymus zu verleiten? Mein Gott! mein Gott! Du weißt, was Du von mir willst, und ich weiß Nichts davon; Du hast jeden Vortheil auf Deiner Seite. Was soll ich Dir sagen? Du greifst mich an der empfindlichsten Stelle des Herzens an, indem Du mich über Maria beunruhigst; dadurch würdest Du mich Alles sagen und thun lassen, was Du willst; nöthige mich daher nicht im Voraus zu einem Versprechen, über das ich vielleicht nachher untröstlich sein würde, denn Du kennst mich, wenn ich Dir mein Wort gebe, so wird es fest von mir gehalten . . . ich würde eher sterben als es brechen.

— Lieber, guter Joseph, — erwiderte Anatole, indem er die Hände seines Freundes in die seinigen drückte, wenn es sich nur um Dich handelte, so würde ich gänzliches Schweigen gegen Hieronymus von Dir verlangen; aber . . .

— Sieh, Anatole, — entgegnete Fauveau,

indem er seine beiden Hände vor die glühende Stirn legte, — ich vermag es nicht zu ertragen was ich leide; ich verspreche Dir Alles, was Du willst, aber beruhige mich; ich schwöre Dir auf Ehre Hieronymus Nichts zu sagen, und ihm zu verschweigen, daß wir uns wiedergesehen haben. Aber sprich! um des Himmels willen sprich!

— Wohlan, mein guter Joseph, so höre mich an. Ich war in der That mit Hieronymus übereingekommen meinen Gesandten zu verlassen und auf eine Welt zu verzichten, in der ich nur Demüthigung und Geringschätzung gefunden habe.

— Aber Maria! aber Maria!

— Ein wenig Geduld... Vorgestern Morgen verließ ich Hieronymus mit dem festen Entschlusse, mich bei ihm niederzulassen und seinen Rath zu befolgen; ich wollte nur noch einen letzten Auftrag ausführen, den mir mein Gesandte gegeben hatte; ich begab mich also zu einem großen Herrn, zu einem Fürsten, dem ich Briefe von London übergeben sollte.

— Aber noch einmal, und Maria?

— Ich komme darauf... Du wirst Dich erinnern, daß Euch, Deiner Frau und Dir, auf dem Opernballe... lange ein Mann im Domino gefolgt ist?

— Ja. Nun denn! weiter?

— Du weißt nicht, daß, während Du Deinen

Mantel holtest, und ich bei Deiner Frau blieb, derselbe Domino, als wir hinuntergingen, Deine Frau und mich lange betrachtete.

— Weiter, weiter.

— Dieser Domino war der Fürst, zu dem ich mich vorgestern Morgen begeben, um ihm die Briefe meines Gesandten zu überbringen.

— Aber, Maria! — begann Fauveau wieder treuherzig, dessen Fassungskraft langsam war, — Du hattest mir gesagt, Du würdest darauf kommen, was sie angeht?

— Ich bin darauf gekommen, mein guter Joseph; denn, ich wiederhole es Dir, der Domino, der Euch auf dem Opernballe hartnäckig gefolgt, war der Fürst, von dem ich Dir spreche, und wenn er Deiner Frau so beharrlich folgte, so kommt das daher, weil...

— Weil?...

— Weil er verliebt in sie ist.

— Wie, verliebt! dadurch, daß er sie in dieser Nacht auf dem Maskenballe gesehen hat?

— Weil er sie hier, in ihrem Laden gesehen, vor welchem der Fürst seit langer Zeit fast täglich vorübergeht und stehen bleibt.

— Ach! er geht fast täglich vor dem Laden vorüber und bleibt davor stehen? — sagte Joseph mit bestürzter Stimme. — Woher weißt Du das?

— Weil er es mir gesagt hat.

— Dieser Fürst?

— Ja.

— Und warum hat er Dir das gesagt?

— Weil er mich, als ich zu ihm ging, für Den erkannt, welcher bei Deiner Frau, während sie auf ihren Mantel wartete, blieb.

— Ach! er hat Dir so auf der Stelle und ohne irgend eine Veranlassung gesagt, er wäre in Maria verliebt?

— Er hat es mir im Gegentheile in Bezug auf Etwas gesagt.

— Worauf denn?

— Nach einem Augenblicke des Schweigens begann Anatole wieder:

— Deine Frau hat Dir Nichts von gewissen Anträgen gesagt?

— Von welchen Anträgen?

— Die, welche man ihr an dem Tage machte, als Du auf der Wache warest, und ich bei Dir zu Mittag speiste.

— Ehevorgestern?

— Ja.

— Anträge! — wiederholte Fauveau anfangs auf das Höchste erstaunt; indem er dann bleich vor Zorn und Schmerz wurde, rief er aus: — Anatole, nimm Dich vor Dem in Acht, was Du sagen willst!

Aber er sank niedergeschlagen in seinen Sessel zu-

rück und verbarg sein Gesicht in den Händen, indem er murmelte:

— Mein Gott! mein Gott! ich habe keinen Tropfen Blut in den Adern. Was bedeutet das Alles?

— Das bedeutet, Joseph, — erwiderte Anatole mit überzeugter Stimme — das bedeutet, daß Deine Frau die beste, die tugendhafteste der Frauen ist; das bedeutet, daß Du Deine Zärtlichkeit und Deine Achtung gegen sie verdoppeln mußt, denn sie hat Versuchungen widerstanden, welche weniger erhabene Herzen, als das ihrige, verführt hätten. Ach! Joseph, Deine Maria ist ein edles und würdiges Wesen; sie liebt Dich sehr, und du mußt stolz auf eine solche Frau sein!

Bei diesen, von Ducormier mit einem Ausdrucke warmer Ueberzeugung ausgesprochenen Worten erhob Fauveau plötzlich den Kopf wieder, blickte seinen Freund an und begann wieder:

— Es ist zum Wahnsinnigwerden! Ich verstehe Dich nicht mehr; aber es ist demnach doch keine schlimme Nachricht, die Du mir mitzutheilen hast? Mein Gott! mein Gott! erkläre Dich! Du bist doch ohne Erbarmen!

— Ich bitte! ein wenig Ruhe, mein guter Joseph; höre mich an ohne mich zu unterbrechen, und Du wirst Alles begreifen: mit wenigen Worten, der Fürst ist seit langer Zeit in Deine Frau verliebt; er hat erfahren, daß Du vorgestern auf der Wache warest;

er hat einen vertrauten Mann hierher geschickt, der den Auftrag hatte, Deiner Frau die glänzendsten Anerbietungen zu machen.

— Gottes Donner! — rief Joseph wüthend, und ganz außer sich aus, indem er auf die Thür zustürzte, — das werden wir sehen!

— Wo gehst Du hin? — sagte Anatole, indem er seinen Freund mit Gewalt zurückhielt; — was willst Du thun?

— Ihm das Rückgrat zerschlagen!

— Wem?

— Diesem Fürsten!

— Du kennst ihn nicht!

— Seinen Namen! — rief Fauveau entsetzlich wüthend aus; — seine Adresse!

— Glaubst Du, ich würde sie Dir in dem Zustande, in dem Du bist, sagen?

— Seinen Namen! — rief Fauveau außer sich, indem er den Arm Anatole's in seine breite und kräftige Hand drückte, und er fügte mit drohender Miene hinzu: — Seine Adresse! oder, wo nicht . . .

Ducormier blickte Joseph kalt an, und sagte zu ihm:

— Mir, Deinem Freunde, drohst Du?

— Den Namen dieses Mannes! den Namen dieses Mannes!

— Später.

— Später! Du glaubst also, daß ich Fischblut in den Adern habe?

— Ich begreife, ich theile Deine Empörung; ja, ich theile sie so sehr, daß ich Dich rächen will, Joseph!

— Ich brauche Niemanden, erwiderte Fauveau mit finsterer und grimmiger Miene; — so Etwas übernimmt man selbst!

— Nein, selbst würde man es schlecht oder gar nicht ausführen.

— Es zu wagen, Maria, meiner Frau, Anträge zu machen! — begann Joseph wieder, und indem er sich unterbrach, schlug er so gewaltig mit seinen beiden Fäusten auf den Ladentisch, daß er erschütterte. — Gottes Donner! Ach! wenn er auch ein Fürst ist, er wird von mir hören!

— Joseph, willst Du, sage ja oder nein, willst Du mich anhören?

— Nun denn, sprich! — Dann fügte Fauveau wie überlegend und mit herzzerreißender Bitterkeit hinzu: — Und Maria hat mir Nichts davon gesagt, und an diesem Tage habe ich sie gerade noch viel zärtlicher, heiterer, artiger gegen mich als gewöhnlich gefunden. Ach! das ist das erste Mal, wo sie kein Vertrauen zu mir gehabt hat und sich verstellte.

— Schweig, Joseph, — sagte Anatole in strengem Tone zu ihm, Du bist ungerecht, Du kennst die Frauenherzen nicht; Deine Frau hat klug gehandelt, daß sie

Dich nicht von den Anträgen unterrichtet hat, welche sie mit der höchsten Verachtung zurückgewiesen. Beunruhigt oder erzürnt etwa jemals eine rechtschaffene Frau ihren Gatten durch die Mittheilung solcher Schändlichkeiten? Deine Maria hat sich, wie Du sagst, an diesem Tage noch viel zärtlicher als gewöhnlich gegen Dich gezeigt; Nichts ist natürlicher: sie war nicht stolz, sondern glücklich ihre Pflicht erfüllt zu haben.

— Du hast vielleicht Recht, — erwiderte Fauveau niedergeschlagen, — sie wird mir die Wuth und den Schmerz haben ersparen wollen, zu denken, daß man es nur habe wagen können, meine Frau für fähig zu halten auf diese Schändlichkeiten zu hören! sie ... sie! ist das Zartgefühl selbst. Ach! ich hätte niemals geglaubt, daß Jemand diesen schändlichen Gedanken fassen könnte!

— Und auch ich würde Dir diesen Kummer erspart haben, mein guter Joseph, wenn ich nicht gewußt hätte, daß der Fürst in seinen Verfolgungen nicht dabei stehen bleiben würde, und solche Verfolgungen sind immer gefährlich.

— Wie! — rief Fauveau und Zorn und Empörung entflammten auf's Neue seine Züge, — er will also, daß ich ihn todtschlage!

— Willst Du mich anhören, ja oder nein? willst Du ruhig bleiben?

— Fahre fort.

— Ich habe mich also vorgestern Morgen zu dem Fürsten begeben, um meinen Auftrag auszuführen; als das geschehen, brachte er sehr geschickt das Gespräch auf den Opernball des vorigen Tages, wo er, wie er mir sagte, mich gesehen zu haben sich erinnerte, auch habe er gesehen, wie ich mich mit einer sehr hübschen Frau unterhalten; er fragte mich, wer sie wäre. — Die Frau eines meiner Jugendfreunde, antwortete ich ihm. — Kurz, Joseph, es wäre unnöthig und zu lang Dir zu sagen, wie der Fürst darauf kam mir den Antrag zu machen... weißt Du welchen?

— Endige nur.

— Er hat mir den Antrag gemacht, von ihm mit Deiner Frau zu sprechen, damit ... Du verstehst?

Fauveau blickte Ducormier mit einem Ausdrucke von Mißtrauen und unwillkürlichem Widerwillen an, schwieg einen Augenblick und erwiderte:

— Welchen Ruf hast Du denn, daß man bei der ersten Zusammenkunft es wagt, Dir solche Schändlichkeiten vorzuschlagen? Wofür giltst Du denn in den Augen dieser Leute?

— Wofür ich gelte, mein guter Joseph? erwiderte Anatole mit einem spöttischen Gelächter, — ich gelte dafür, was ich bin: für einen armen Teufel von Secretär ohne Pfennig, noch Heller, für den Sohn eines Krämers; nun aber muß in den Augen

dieser Leute ein armer Teufel wie ich, sich sehr glücklich schätzen, der Kuppler eines großen Herrn zu sein, wogegen der große Herr dem Kuppler seine Protection versichert; das versteht sich von selbst. Ja, der Fürst hat mir sein Wort als Edelmann gegeben, daß, wenn ich ihm die Verführung Deiner Frau erleichterte, durch seinen allmächtigen Einfluß mein Glück gesichert, mein Ehrgeiz befriedigt werden würde; denn man hat noch viel tiefer als ich gestellte Männer gesehen, welche solchen schändlichen Dienstleistungen eine schnelle Erhebung verdankten.

— Anatole, ich würde Dich beleidigen, wenn ich mich wunderte, daß Du diese Schändlichkeit ausgeschlagen hast.

— Du irrst Dich, mein guter Joseph, ich habe es nicht ausgeschlagen.

— Was sagst Du?

— Höre mich weiter an ... Soll ich Dir etwa sagen, welcher Herrschaft über mich selbst es bedurfte, diesem Manne nicht in das Gesicht zu speien ...

— Gottes Donner! ich hätte ihn unter meinen Füßen zertreten!

— Nein, es ist ein Greis.

— Was kümmert mich das! O! es wird noch kommen!

— Sei unbesorgt, Du wirst gerächt werden, Joseph ... und auf eine schreckliche Weise, wenn Du mir beistehst!

— Ich habe Dir schon gesagt, daß ich mich selbst rächen würde.

— Unmöglich!

— Es wäre unmöglich, ihm den Rücken zu zerschlagen?

— Du hast keinen Beweis gegen den Fürsten, er wird Alles leugnen; er ist sehr hochgestellt und mächtig. Er ist ein Greis, sage ich Dir; ihn zu mißhandeln, heißt Dich einem Processe und dem Gefängnisse aussetzen.

— Weil er meine Frau hat verführen wollen!

— Ja, das ist empörend; aber so ist es. Ueberlege ein wenig, und Du wirst sehen, daß ich Recht habe.

— Aber was soll man dann thun?

— Mich anhören und uns verständigen, und wir werden, ich wiederhole es Dir, auf eine grausame Weise gerächt werden, Du, wegen der schändlichen Pläne dieses Mannes auf Deine Maria; ich, wegen der beleidigenden Verachtung, die er mir bezeigt hat, indem er mich für fähig hielt sein schändliches Anerbieten anzunehmen.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Ladenthür, Madame Fauveau trat ein, und blieb bei dem Anblicke Anatole's ganz bestürzt, fast zitternd stehen.

VI.

Madame Fauveau kannte das Gesicht ihres Gatten zu gut, um nicht zu bemerken, wie finster und aufgeregt er zu sein schien; sie schrieb diese Gemüthsbewegung der Unterhaltung zu, die er ohne Zweifel mit Ducormier gehabt habe.

Und sie empfand eine große Zufriedenheit, indem sie sich sagte, daß Joseph ohne Zweifel, den wiederholten Rath des Doctor Bonaquet befolgend, Anatole zu verstehen gegeben oder erklärt habe, ihre freundschaftlichen Verbindungen müßten von jetzt an ganz aufhören. Wie groß war daher auch die Ueberraschung der Madame Fauveau, als sie Joseph mit leicht angegriffener Stimme ihr sagen hörte:

— Maria, die Magd wird in dem Laden bleiben, während wir hinausgehen; wir haben miteinander zu sprechen, und hier würden wir von den Käufern gestört werden; komm!

— Indem er dies sagte, schellte Fauveau der

jungen Magd; sie kam aus dem Entresol herunter, empfing die Befehle ihres Herrn, und dieser, von Ducormier und Maria begleitet, die ihnen fast gedankenlos folgte, ging auf den kleinen, über dem Laden befindlichen Entresol hinauf.

Joseph verschloß die Thür des Schlafzimmers, in welchem der folgende Auftritt sich ereignete.

Maria, welche die Augen auf Anatole nicht zu erheben wagte, legte ihren Shawl und ihren Hut ab: ihr köstliches, gewöhnlich so rosiges, offenes, munteres, kleines Gesicht war schon ein wenig erbleicht, und hatte jetzt einen schwermüthigen Ausdruck, der ihr einen neuen Reiz verlieh; zuweilen hefteten sich ihre großen erstaunten und betrübten Augen voll Besorgniß auf ihren Gatten, indem sie erwartete, er werde sich erklären. Endlich sagte er mit bekümmerter und gezwungener Miene zu ihr:

— Maria, ich will Dir keine Vorwürfe machen, denn Du hast nach Deiner Meinung ganz gut gehandelt; aber am Ende hattest Du mir doch verhehlt, daß ein Elender es gewagt, einen Mann hierher an Dich abzusenden, um ... Indem hierauf der Zorn Joseph's bei dem Gedanken an diese Beleidigung wieder erwachte, stampfte er wüthend mit dem Fuße und rief aus: — Alter Schurke! welche Frechheit!

Maria errieth, um was es sich handle, und erwiderte mit dem Ausdrucke höchster Ueberraschung:

— Wie, Joseph, Du weißt . . .

— Ja, Maria, ich weiß . . . ich weiß Alles . . .

— Nun denn! gerade deshalb bin ich heute Morgen ausgegangen.

— Was willst Du damit sagen?

— Mein erster Gedanke war gewesen, Joseph, Dir Nichts von diesem albernen und garstigen Abenteuer zu sagen; denn Du wirst Dir wohl denken, daß ich diesen Mann empfangen habe, wie er es verdiente.

— Anatole hat es mir gesagt.

— Herr Anatole! — entgegnete Maria auf das Höchste erstaunt, — aber wie weiß er? . . .

— Ich werde Dir es sogleich erklären. Fahre fort.

— Ich sage Dir also, mein guter Joseph, daß ich anfangs beschlossen hatte, Dir Nichts davon zu sagen, denn wenn ich Dir bis jetzt, um gemeinschaftlich darüber zu lachen, immer die albernen Erklärungen erzählte, welche mir einige unserer Kunden machten, so handelte es sich dieses Mal um Geld, und das war so gemein, daß ich gefürchtet Dich zu betrüben; da man sich indessen irren kann, so habe ich gestern Mama Alles erzählt, um ihren Rath zu erhalten; sie hat mir geantwortet, ich thue wohl darüber zu schweigen, statt Dich unnöthigerweise zu bekümmern; ich habe diesen Rath befolgt; indessen, mein guter Joseph, ich fühlte mein Herz ganz beklommen, seitdem ich Dir Etwas verhehlte; das drückte mich wie ein Gewissensbiß; ich bin daher auch heute

Morgen zu Mama zurückgekehrt, um sie nochmals, um Rath zu fragen. „Wenn dem so ist, mein Kind wenn es Dir schwer fällt ein Geheimniß vor Deinem Gatten zu haben, sagte sie zu mir, so erzähle ihm die Sache, wie sie sich zugetragen hat.“ Und das wollte ich beim Nachhausegehen, mein Freund.

— Ich danke Dir für Dein Vertrauen, — antwortete Joseph mit gezwungener Miene. — Außerdem wußte ich schon von Anatole, was sich zugetragen hat.

— Aber, mein Freund, — erwiderte Maria, schmerzlich durch die finstere Miene Joseph's überrascht, den der Anblick seiner Frau nicht erheiterte, — wie ist Herr Anatole von Dem unterrichtet worden, was ich nur Mama anvertraut hatte?

Joseph erzählte seiner Frau in wenig Worten, was ihm Anatole selbst erzählt hatte.

Maria hörte diese Erzählung mit ebenso viel Ueberraschung, als Widerwillen an; hierauf machte sie dieselbe Bemerkung als Joseph, und indem sie Anatole mit einer Mischung von Furcht und von Widerwillen anblickte, rief sie unwillkürlich aus:

— Ach! mein Herr, dieser Fürst hatte also eine sehr schlechte Meinung von Ihnen, daß er Sie einer solchen Schändlichkeit für fähig zu halten wagte?

— Leider! Madame, sind Sie ebensowenig als ich verschont worden? Sie, mein Gott! die Ehre, das Zartgefühl, die Würde selbst! sagen Sie, Madame? Ihre liebenswürdige Zärtlichkeit gegen Joseph, Ihre

fromme Liebe zu Ihrer Mutter, Ihre engelgleiche Aufopferung für Ihr Kind, sind alle diese Tugenden, welche das Glück Joseph's ausmachen, geachtet worden? haben Sie einen Elenden von dem Versuch abgehalten, Sie durch seine Anerbietungen zu verführen, kurz Sie, wie auch mich, für fähig zu halten, einen schändlichen Antrag anzunehmen?

— Das ist wahr, Herr Anatole, — antwortete Madame Fauveau über dieses Urtheil überrascht. — Es ist nicht die Schuld der wackeren Leute, wenn die Bösen sie falsch beurtheilen.

— Und was Anatole da sagt, ist so wahr, — begann Fauveau in bitterer Weise wieder, — ist so wahr, daß mein erster Gedanke der war: wenn man es nur gewagt hat Maria einen solchen Antrag zu machen, so muß irgend Etwas vorausgegangen sein ... schlechte, in dem Stadtviertel über sie verbreitete Gerüchte.

— Ach! Joseph, — erwiderte die junge Frau schmerzlich ohne ihre Thränen unterdrücken zu können, — das ist das erste Mal in Deinem Leben, daß Du mir ein Wort sagst, welches mich im Herzen verletzt!

Und sie hielt ihr Taschentuch vor die Augen.

— Geh, weine nicht, Maria, — erwiderte Joseph mit einem Ausdrucke, den er wohlwollend zu machen suchte, der aber ein mühsam verborgenes Mißtrauen verrieth. — Ich sage Dir nicht, daß ich

das jetzt denke ... ich dachte es vorhin ... Was willst Du! man ist seiner nicht Herr ...

— Ach! Madame, — begann Anatole mit einem Ausdrucke grausamer Bitterkeit wieder, — das sind aber die Folgen solcher schändlichen Versuchungen! Man weist sie mit dem ganzen Stolze der Tugend oder der beleidigten Ehre zurück, und dennoch können die rechtschaffensten Gemüther, die edelsten Herzen, kurz Sie und Joseph, sich nicht enthalten zu sagen: „Es muß irgend Etwas vorausgegangen sein!“ Ach! Sie sehen, die Berührung mit sittlich Verdorbenen hat selbst in den Augen der am wenigsten Eingenommenen etwas Schreckliches, ihr Koth scheint auch Das zu besudeln, was immer rein geblieben ist. Also Haß, unbarmherzige Rache gegen diese Elenden, die ein Spiel mit dem Heiligsten auf Erden treiben ... der Ruhe und der Ehre einer Frau.

— Ja, Haß und Rache! — wiederholte Fauveau, dessen rechtschaffenes Gesicht sich schmerzlich zusammenzog, und der mehrere Male dem Blicke Maria's auswich, die immer mehr überrascht und beunruhigt war. — Wenn die Rache uns die Ruhe nicht wiedergiebt, so tröstet sie wenigstens. Ich leide, aber ich leide nicht allein.

— Und warum solltest Du leiden, Joseph? — sagte Maria, indem sie mit Mühe ihre Thränen unterdrückte. — Weil mir ein schändlicher Antrag gemacht worden ist ... Ist es denn meine Schuld?

— Nein, nein, es ist nicht Deine Schuld, — antwortete Fauveau mit einer Art von fieberhafter Ungeduld.

Indem er sich hierauf an Anatole wandte, sagte er: — Sprechen wir nur von Rache! immer von Rache!

— Als Madame eintrat, — erwiderte Ducormier, — sagte ich Dir, mein Freund, daß es einer großen Herrschaft über mich selbst bedurft habe, um bei dem Antrage des Fürsten nicht auszubrechen. Ich habe mehr gethan, ich habe die Schändlichkeit, die er mir vorschlug, angenommen.

— Sie, Herr Anatole! — rief Maria die Hände faltend voll Bestürzung, — Sie haben sie angenommen? ...

— Ja, Madame, und ich habe Etwas gethan, was mir noch schwerer geworden ist, — fügte Ducormier mit einem Ausdrucke blutiger Reue hinzu, — auf die Gefahr hin Hieronymus' Freundschaft zu verlieren ... habe ich das Versprechen gebrochen, das ich ihm gegeben hatte ... Er hält mich daher auch jetzt für einen Mann ohne Herz und ohne Wort ... später wird er ohne Zweifel seinen Irrthum einsehen; aber einstweilen ist sein Herz gegen mich erkaltet, und wenn auch nur augenblicklich, so ist mir doch der Verlust der Achtung von einem Manne, den ich so sehr liebe, und verehre ... unendlich schmerzlich.

— Aber, Herr Anatole, — erwiderte Maria, —

was hat Sie denn bewogen Herrn Bonaquet in diesem Irrthume zu lassen, der Ihnen ebenso schmerzlich als ihm ist?

— Der Vortheil Joseph's, der Ihrige, Madame, — antwortete Ducormier mit sanfter Ergebung, — und, ich muß es Ihnen auch noch gestehen, das Bedürfniß, mich zu rächen, indem ich Sie rächte. Ich habe also den schändlichen Antrag des Fürsten angenommen; „aber, habe ich zu ihm gesagt, um Madame Fauveau zu Ihren Gunsten sprechen zu können, ohne sie gleich anfangs scheu zu machen, wäre es unerläßlich, daß ich bei Ihnen eine vertraute Stellung einnähme . . . daß ich zum Beispiel Ihr Secretär wäre, das würde mich in den Stand setzen, jedesmal, wenn ich meine Freunde besuchte, ohne den Verdacht der Madame Fauveau zu erregen, ihr Ihre Großmuth, Ihren Verstand, Ihre Allmacht rühmen zu können, und allmälig würde ich sie vielleicht auf diese Weise, indem ich sie günstig für Sie stimmte, dahin bringen, Sie eines Tages zu erhören; aber es kostet Zeit, Fürst, viel Zeit, uud dabei bürge ich noch für Nichts, denn Madame Fauveau ist die rechtschaffenste Frau, und sie betet ihren Gatten an, der auch diese Liebe verdient."

— Zur Sache, Anatole, zur Sache! — sagte Fauveau barsch, — worauf willst Du kommen?

— Du wirst es erfahren, mein Freund, — erwiderte Ducormier. — Entzückt über meine Idee,

hat mich der Fürst auf der Stelle zu seinem Secretär angenommen; Du siehst, Joseph, daß ich auf diese Weise gezwungen war, Hieronymus mein Wort zu brechen.

— Es sei, — sagte Joseph, — aber wozu diente es Dir aus dem Gesichtspunkte Deiner Rache, die Anerbietungen dieses alten Schändlichen anzunehmen und von ihm zu verlangen sein Secretär zu sein?

— Zuvörderst, mein guter Joseph, indem ich den schändlichen Auftrag annahm, den er mir vorschlug, verhinderte ich den Fürsten eine andere Person damit zu beauftragen. Nun aber siehst Du trotz der verehrungswürdigen Reinheit Deiner Frau, welchen Kummer Euch schon ein Versuch der Verführung verursachte, wie sehr er auch verachtet worden ist. Das ist noch nicht Alles: der Fürst ist wie ein reicher und abgelebter großer Herr verliebt, das heißt rasend. Und unglücklicherweise, meine Freunde, beschränkt sich ein großer Herr, wie er, nicht darauf verliebt zu sein und zu leiden, er glaubt sich Alles gegen geringe Leute, wie wir, erlauben zu können, er weicht vor keiner schlechten Handlung zurück, er wagt Alles, und die geringste Gefahr dieser unaufhörlichen Versuchungen ist, früh oder spät die rechtschaffenste Frau von der Welt zu compromittiren. Ei, mein Gott, ja, die Elenden, welche die Rolle annehmen, die ich spielen soll, wenden alle Mittel an, so abscheulich sie

auch sein mögen. So bemühen sie sich zum Beispiel durch abscheuliche Verleumdungen den Ruf einer Frau in ihrem Stadtviertel herabzusetzen, in der Hoffnung, entweder leichter mit ihr fertig zu werden, oder sich wegen ihrer Weigerungen zu rächen, indem sie sie im Voraus entehren.

— Genug, genug, Anatole, — erwiderte Fauveau, indem er beide Hände vor sein Gesicht hielt. — Der Kopf schwindelt mir... Ich bin wie geblendet... — Dann rief er mit erstickter Stimme aus: — Ich war so glücklich!

— Joseph, Du erschreckst mich, — entgegnete Maria mit Thränen in den Augen. — Ach! mein Gott, was bedroht denn unser Glück? liebe ich Dich etwa nicht immer zärtlich?

— Doch, doch, Maria... Du liebst mich immer noch... Du sagst es mir, ich glaube es.

— Habe ich denn nöthig es Dir zu sagen, Joseph, damit Du mir glaubst? — sagte Maria, welche ihre Thränen nicht mehr unterdrücken konnte. — Du hast noch nie so mit mir gesprochen...

— Geh, weine, weine, — rief Fauveau aufbrausend, — es fehlte mir das nur noch...

— Nein, nein, ich weine nicht mehr, Joseph, — antwortete Maria, indem sie ihre Augen abtrocknete, — ich werde nicht mehr weinen, da Dir dies unangenehm ist.

Und während seine Frau in ein schmerzliches

Schweigen versunken war, sagte Fauvean zu Ducormier mit barscher und stockender Stimme:

— Mein Freund . . . in meinem Leben . . . werde ich nicht vergessen, was Du an uns thust. Jetzt begreife ich, welchen Dienst Du uns erwiesen, indem Du den Antrag dieses alten Schurken annahmst, damit er keinen Andern damit beauftrage. Aber die Rache, die Rache! Wo nicht, so werde ich, was sich auch ereignen möge und trotz seinem Alter, Gottes Donner! ihn unter meinen Füßen zertreten! . . .

— Beruhige Dich, Joseph, — erwiderte Ducormier, — ich komme auf unsere Rache. Als ich von dem Fürsten die Stelle eines Secretärs verlangte, die mir erlaubte in seinem Hause zu leben, hatte ich einen doppelten Zweck. Du erinnerst Dich eines schwarzen Dominos, mit dem ich mich in der Oper in einer Loge unterhielt, als Du und Deine Frau mich wieder fanden?

— Ja, ich erinnere mich daran.

— Nun denn! — begann Ducormier wieder, — der Zufall . . . nein, die Vorsehung, die Gerechtigkeit Gottes, wollte, daß dieser Domino, der mich aus Langerweile, wie man zu sagen pflegt, intriguirte, die Tochter des Fürsten war, eine Herzogin, jung, liebenswürdig, wundervoll schön, aber unverschämt, hochmüthig wie alle Frauen ihres Standes. — Und nach einer Pause von einem

Augenblicke begann Ducormier wieder: — Ja, sie ist eine anmaßende und vornehme Dame. Dennoch eines Tages . . . vielleicht bald . . . will ich dem Fürsten sagen: „Ich habe Ihnen scheinbar dienen wollen, aber das geschah, um meine Freunde gegen Ihre schändlichen Pläne zu schützen; ich habe von Ihnen verlangt unter Ihrem Dache zu wohnen, aber das geschah, um Ihre Tochter zu verführen. Ja, mein Fürst. Sie haben die Schande und das Unglück in ein Haus geringer Leute einführen wollen, wie Sie sie nennen; nun denn! ich, mein Fürst, ich, ein geringer Mensch, habe die Schande und das Unglück in Ihr Haus, in das Haus des großen Herrn eingeführt!" Und, weißt Du, Joseph, vor wem ich diese vernichtende Erklärung diesem Fürsten geben will? . . . In Deiner Gegenwart, in Gegenwart Deiner Frau, denn er wird hierher kommen diese Schmach zu erdulden. Ich verfolge meinen Plan.

— O! — rief Fauveau mit einem Ausdrucke grimmiger Freude aus, — ich gestehe, das ist noch besser, als diesem alten Spitzbuben das Genick zu brechen! Nicht wahr, Maria?

— Mein Freund, — erwiderte die junge Frau schüchtern, ohne die Augen zu erheben, — es scheint mir . . .

— Was! was scheint Dir?

— Diese junge Dame, welche Herr Anatole ver-

führen und entehren will . . . ist unschuldig an den Schändlichkeiten ihres Vaters . . .

— Ach! wahrhaftig? — entgegnete Joseph mit einem spöttischen Lächeln. — Du hast ein gutes Herz! Du bist sehr mitleidig gegen Leute, die Deine und meine Entehrung wollen!

— Joseph, laß Dir meine Gedanken erklären.

— Genug, — erwiderte Fauveau barsch, — ich bedarf Deiner Erlaubniß nicht, mich zu rächen wie ich es verstehe. Das geht nur Anatole und mich an. Ich hätte Dich viel eifersüchtiger auf unsere Ehre gehalten.

— Mein Gott! mein Gott! — murmelte die arme Frau, indem sie ihr Gesicht in ihrem Taschentuche verbarg, — das ist das erste Mal in seinem Leben, daß er mich barsch anredet!

Indem er sich an Ducormier wandte, begann Joseph wieder:

— In Erwartung etwas Bessern gefällt mir diese Rache.

— Du wirst jetzt begreifen, mein guter Joseph — erwiderte Anatole, — warum ich Dein Wort von Dir verlangt habe, Hieronymus Nichts von Allem dem zu sagen: er hat seine Ansichten, ich achte sie; aber ich habe die meinigen. Als ich von der Geringschätzung sprach, die ich so lange in dieser vornehmen Welt gelitten habe, sagte er mir, Joseph (und Du theiltest seine Meinung): Warum diese

Geringschätzung erdulden? verlaß diese Welt und vergiß ihre Beleidigungen!

— Ach! — sagte Fauveau, unter uns gesagt, das ist ein wenig wahr.

— Ja, das ist wahr, nach Hieronymus' Ansicht und nach der Deinigen, Joseph, und das ist ganz natürlich; Ihr kennt die abscheulichen Qualen nicht, die ich erduldet. Aber glaubst Du jetzt, Joseph, da Du aus eigener Erfahrung die Bitterkeit dieser Beleidigungen kennst, daß es möglich sei sie zu vergessen?

— Sie zu vergessen? niemals! — rief Fauveau. — Ja, ehe ich meinen Antheil an diesen Beleidigungen hatte, dachte ich wie Bonaquet; aber jetzt, wo man mich grausam in meinem Glücke verletzte, begreife ich, daß man seinem Hasse Alles opfert. Hieronymus, der niemals solche Beleidigungen erduldet, ist es sehr leicht den Anderen zu sagen die Beleidigungen zu vergessen!

— Und dann endlich hat Hieronymus eine Dame der vornehmen Welt geheirathet, sie ist sogar eine Verwandte des Fürsten, und dem zu Folge seiner Tochter, der Herzogin. Jetzt aber wirst Du begreifen, Joseph, daß, wenn Bonaquet unsere Pläne wüßte, so würde er sie seiner Frau nicht verschweigen, und diese ganz natürlich aus Liebe zu ihrer Familie . . .

— Würde nichts Eiligeres zu thun haben, als diesen Fürsten, den der Teufel holen möge, davon zu

benachrichtigen! — erwiderte Fauveau. — Er würde dich fortschicken.

— Und einen Anderen als mich mit seinen Verfolgungen gegen Deine Frau beauftragen — Nun aber weißt Du, welches Unglück das herbeiführen könnte.

— Sieh, Anatole, ich würde mich eher in Stücken zerhauen lassen, als auf unsere Pläne verzichten. Nein, nein, Hieronymus wird Nichts erfahren . . . ich habe Dir mein Wort darauf gegeben, mein Freund. — Und indem er sich in einem befehlenden Tone an Maria wandte, fügte er hinzu: — Du hörst, kein Wort von Allem dem weder zu Hieronymus, noch zu seiner Frau, wenn wir sie wiedersehen werden:

— Indessen, Joseph . . .

— Ach! Du ergreifst die Partei des Fürsten! — rief der Unglückliche, dessen Eifersucht das Herz zu erbittern und den Verstand zu verdunkeln begann, — ach! Du trittst auf die Seite dieses alten Schurken, der mich entehren wollte? Es ist gut, daß ich es weiß!

— Herr Anatole, — begann Maria schluchzend wieder, — Sie hören Joseph, mein Gott, Sie hören ihn! er wagt es mir zu sagen, daß ich die Partei des Fürsten gegen ihn ergriffe!

— Verzeihen Sie ihm, Madame, der Schmerz verwirrt ihn; aber ich denke wie Joseph, daß es

durchaus nothwendig für unsere Pläne ist, weder Bonaquet, noch seine Frau davon zu unterrichten.

— Maria, — begann Fauveau wieder, — versprichst Du mir Alles gegen Bonaquet und seine Frau geheim zu halten?

— Mein Freund ...

— Antworte, versprichst Du es mir? ... Gottes Donner! aber Du willst mich am Ende rasend machen! Erdulde ich etwa nicht genug Kummer, den Du verursacht hast?

— Ich, mein Gott, ich!

— Höre, Maria, — erwiderte Fauveau mit Unglück verheißender und drohender Miene, — wenn Du mir nicht auf der Stelle und auf Ehre Dein Wort versprichst, und ich kenne Dich, wenn Du mir Dein Wort gibst, so wirst Du es halten, wenn Du mir nicht auf der Stelle versprichst, Bonaquet und seiner Frau kein Wort von unseren Plänen zu sagen, so gehe ich zu dem Fürsten, den der Teufel holen möge, und ich erdrossele ihn! wähle zwischen dieser Rache oder der, welche Anatole vorschlägt!

Betroffen über die schreckliche, auf den Zügen ihres Gatten ausgedrückte Entschlossenheit, und in der Hoffnung irgend ein Unglück zu beschwören, antwortete Maria mit erstickter Stimme:

— Ich gebe Dir mein Wort, daß ich weder Herrn Bonaquet, noch seiner Frau ein Wort von Deinen Plänen sagen werde.

In diesem Augenblicke trat die junge Magd, welche in dem Laden geblieben war, ein und sagte zu Fauveau:

— Mein Herr, es ist eine Dame unten, welche nach Madame fragt. Es ist die Frau des Herrn Bonaquet.

— Sagen Sie, meine Frau wäre ausgegangen, — erwiderte Fauveau ungeduldig. — Gehen Sie!

— Aber, mein Herr, ich antwortete, Madame wäre hier bei Ihnen.

— Nun denn, sagen Sie, Sie hätten sich geirrt, Beide wären nicht zu Hause.

— Joseph! — rief Maria mit bittender Stimme, — Madame Bonaquet wird errathen, daß es eine Lüge ist; sie wird es übel nehmen. Erinnere Dich doch, mit welcher Güte sie uns empfangen.

— Sie mag es übel nehmen oder nicht, das ist mir gleich, — antwortete Fauveau. Indem er sich hierauf an die Magd wandte und ihr die Thür zeigte, sagte er: — Und Sie, gehorchen Sie.

Die Magd verschwand.

— Trotz seinem Ungestüme hat Joseph Recht, Madame, — sagte Anatole zu Maria, welche in Thränen ausbrach. — Sie sind jetzt ganz außer sich ... Madame Bonaquet hätte Sie nach der Ursache Ihres Kummers gefragt, und ihre Fragen würden Sie in Verlegenheit gesetzt haben. Nun

denn, auf baldiges Wiedersehen, Joseph. Muth ... Hoffnung ... wir werden gerächt werden!

Nachdem Ducormier Joseph Fauveau und seine Frau verlassen hatte, begab er sich in aller Eile nach dem Marais, zu Madame Duval.

VII.

Während Anatole Ducormier sich zu Madame Duval begab, ereignete sich folgender Auftritt bei dieser Kranken des Doctor Bonaquet.

Die arme Kranke saß bleich und schwach in ihrem Bette; ruhig und fast lächelnd hörte sie voll Theilnahme zu, wie ihre an ihrem Kopfkissen sitzende Tochter mit lauter Stimme einen Brief vorlas. Diesen Brief hatte Anatole Ducormier vor drei Tagen, sowie auch sehr schöne Bücher zu Madame Duval gebracht, denn dieser hatte von Mademoiselle Emma Levasseur, Erzieherin bei Lord Wilmot, und einer Jugendfreundin von Clemence Duval den Auftrag dazu erhalten.

Diese, in ihrem Vorlesen einen Augenblick unterbrochen, sagte mit rührender Besorgniß zu ihrer Mutter:

— Geliebte Mutter, ich fürchte Deine Aufmerk-

samkeit durch dieses Vorlesen zu sehr zu ermüden, und so Deine Kopfschmerzen wieder zu erwecken.

— Nein, mein Kind, fürchte Nichts, ich fühle mich durchaus nicht ermüdet; Emma's Brief ist vortrefflich und gefällt mir sehr; wie ich glaube ist es unmöglich, sich ein treueres Bild von der englischen Gesellschaft zu entwerfen; man findet darin hier und da einige Pfeile von Schalkheit ohne Boshaftigkeit, welche diesen Brief sehr anziehend machen.

— Als ich ihn neulich von Deinem unglücklichen Anfalle allein las, fühlte ich daher auch, daß er Dich interessiren würde. Gott sei Dank, befindest Du Dich heute wohl genug, um ihn Dir vorlesen zu können; aber sage es mir offen, geliebte Mutter, es ermüdet Dich doch nicht?

— Nein, ich versichere es Dir.

— Bedarfst Du Nichts? empfindest Du keine Unbehaglichkeit?

— Keine, ich befinde mich vortrefflich. So fahre denn fort, ich bitte Dich, mein Kind; die von Emma gezeichneten Porträts müssen von überraschender Aehnlichkeit sein.

— Sie hat einen so richtigen, so scharfsinnigen Verstand, — erwiderte Clemence, daß sie sich wohl selten in ihren Urtheilen irrte, ihr Herz ist außerdem zu vortrefflich, um jemals dem Einflusse schlechter Vorurtheile zu unterliegen.

— Daher habe ich auch immer gefunden, daß

in moralischer Beziehung zwischen Dir und Emma eine große Aehnlichkeit stattfinde.

— Ach! geliebte Mutter, — ich hätte Dir nicht alles das Gute gesagt, was ich von Emma dachte, wenn ich diese Schmeichelei vorausgesehen, und da Du leicht nicht dabei stehen bleiben könntest, so fahre ich mit dem Vorlesen des Briefes dieser zärtlichen Freundin fort.

Und Clemence las weiter:

„Nachdem ich versucht habe, meine liebe Clemence, Dir die ausgezeichnetsten Personen von der Gesellschaft, in welcher ich lebe, zu schildern, und den ein wenig excentrischen Charakter dieser Gesellschaft, jetzt noch einige Worte der Erkennung und der Einführung zu Gunsten des Herrn Ducormier, der Dir diesen Brief während seines kurzen Aufenthaltes in Paris übergeben wird, ehe er wieder nach London abreist; er wird mir auf diese Weise Nachrichten von Dir und Deiner vortrefflichen Mutter zurückbringen, welche er mit eigenen Augen gemacht hat."

„Ich bin glücklicherweise so häßlich und so schlecht gebaut, daß ich als Ersatz dafür, und ohne mich zu compromittiren, schönen jungen Leuten Empfehlungsbriefe geben kann. Ich habe nicht nöthig Dir zu sagen, daß ich Herrn Ducormier nicht an Dich, sondern an Deine liebe

Mutter adressire; es ist in der That ein angenehmer Fund, den sie mir verdanken wird. Ich sehe Dich von hier aus wie eine Ausgelassene lachen, und es ist doch die Wahrheit, wenn ich sage: ist es nicht ein angenehmer und besonders seltener Fund, die Bescheidenheit und Einfachheit, mit dem höchsten Verdienste vereinigt, halb verborgen unter einer bescheidenen Stellung zu finden? Denn Sie müssen wissen, mein Beschützer ist der Privatsecretär des Herrn Gesandten von Frankreich, dessen Frau genau mit Lady Wilmot, der Mutter meiner Zöglinge, befreundet ist."

„Als sich der Herr Gesandte von Frankreich und seine Frau diesen Herbst ziemlich lange auf dem Lande bei Lady Wilmot aufhielt, in Wilmot-Castle, habe ich Herrn Ducormier oft gesehen, der seinen Gönner begleitete. Immer durch meine Häßlichkeit und meine Haltung in der andern Welt habe ich zwei Monate lang in einer gewissen freundschaftlichen Vertraulichkeit mit Herrn Ducormier leben können, ein unschuldiges Vergnügen, das mir verweigert gewesen wäre, wenn ich das Unglück gehabt hätte, wie Du, liebe Clemence, durch Schönheit ausgezeichnet zu sein . . ."

Das junge Mädchen unterbrach sich erröthend und sagte zu ihrer Mutter:

— Ich übergehe den Nachsatz aus Mitleiden mit der Verblendung der armen Emma ....

— Uebergehe ..... so viel Du willst, — erwiderte Madame Duval, indem sie jetzt auch lächelte; — glücklicherweise ist Deine Schönheit noch anderwärts, als in dem Briefe Deiner Freundin; aber fahre fort, mein Kind; denn was sie über ihren Empfohlenen sagt, interessirt mich sehr, und zuverlässig werde ich Herrn Ducormier empfangen, sobald ich mich besser befinde, wäre es auch nur, um ihm für die Zuvorkommenheit zu danken, die er, wie Du mir gesagt hast, neulich Nachts bewiesen hat, Dir seine Dienste anzubieten, als Du, armes Kind, nach der Oper gingst, um den Doctor Bonaquet zu suchen.

— In der That, Herr Ducormier hat sich bei dieser traurigen Gelegenheit sehr gefällig gezeigt ...

Und das junge Mädchen fuhr fort den Brief ihrer Freundin vorzulesen:

„Was dazu beitrug, mich Herrn Ducormier zu nähern, war eine gewisse Uebereinstimmung der untergeordneten Stellung; denn was ist eine Erzieherin und ein Secretär? Wir benutzten also unsere Absonderung, welche uns die ausschließlichen Gewohnheiten der aristokratischen Welt gewährten, in welcher wir lebten, um uns Glück zu wünschen, auf diese Weise von einem langweiligen Zwange befreit

zu sein; da habe ich das so vollkommen Gute, Edle, Erhabene in dem Herzen des Herrn Ducormier schätzen lernen: so viele Andere wären an seiner Stelle erbittert, hätten diese Absonderung zum Vorwande genommen, um sich gegen den thörichten Stolz dieser großen Herren, dieser mit Titeln versehenen Dummköpfe, deren einziges Verdienst die Geburt ist u. s. w., u. s. w., und andere neidische Alltäglichkeiten zu empören; das that aber Herr Ducormier durchaus nicht, er nahm, wie ich, die ehrenhafte Unterordnung seiner Stellung mit der größten Heiterkeit hin: er gehört zu Denen, welche ihr Zartgefühl und ihre persönliche Würde immer über kleinliche Verletzungen der Eigenliebe erheben; er sagte mir daher auch eines Tages mit jener edlen und sanften Ergebung, welche ihn charakterisirt, Folgendes, was ich niemals vergessen habe:

„Sehen Sie, Mademoiselle Emma, ich bin fast wie ein Kind des Volkes; mein armer Vater war ein kleiner Krämer; ich verdiene meinen Lebensunterhalt durch meine Arbeit, aber ich habe so sehr das Bewußtsein, immer als Mann von Herz gehandelt und gedacht zu haben, daß ich mich nicht zu den höchsten Personen zählen kann, mit denen wir umgeben sind; sobald man sich einmal auf dieser gebie-

tenden Höhe erhält, so betrachtet man die Welt aus einem so hohen Gesichtspunkte, daß die niedrigsten und höchsten Stellungen gleich scheinen; ist es nicht ebenso in der physischen Ordnung der Dinge? Man erklimme einmal muthig den Gipfel eines steilen Berges, und werfe dann die Augen unter sich; wird man in der Ferne den geringsten Unterschied zwischen diesem Atom wahrnehmen, das man Schloß nennt, und dem, was man eine Hütte nennt? Nein, nein, es gibt keine merkliche Ungleichheit für den Mann von Herz, der sich in seinen eigenen Augen erhebt und ehrt ..."

— Dieses Bild ist edel und rührend, — sagte Madame Duval, indem sie ihre Tochter unterbrach; — so zu denken und zu handeln, heißt einen Beweis von einem edeln Charakter ablegen ... Findest Du es nicht, mein Kind?

— Zuverlässig, meine Mutter, es gehört Herz und Muth dazu, um in einer solchen Stellung den Einflüsterungen des Neides oder der Entmuthigung zu widerstehen, und, wie Emma sagt, wie Du es an dem Ende ihres Briefes sehen wirst, man kann einen Mann nach einem solchen Charakterzuge beurtheilen.

In dem Augenblicke, als Madame Duval und ihre Tochter sich so unterhielten, kam Ducormier bei ihnen an.

Er schellte.

Eine Magd öffnete ihm.

— Madame Duval? — fragte Anatole.

— Madame ist krank und kann Niemand empfangen, — antwortete die Magd.

Dann, indem sie Anatole noch aufmerksamer anblickte, fügte sie hinzu:

— Aber, wenn ich mich nicht irre, so sind Sie der Herr, der neulich Bücher und einen Brief für Mademoiselle überbracht hat?

— Ich bin es selbst. Madame Duval befindet sich also nicht besser?

— Doch, mein Herr, heute etwas besser.

— Ist der Herr Doctor Bonaquet, ihr Arzt, heute Morgen gekommen?

— Ja, mein Herr.

— Und wissen Sie, ob er im Laufe des Tages wiederkommen wird?

— O! nein, mein Herr; er hat zu Mademoiselle, die ihn zurückbegleitete, gesagt, daß er erst morgen wiederkommen würde.

— Haben Sie etwa dem Besuche beigewohnt, den der Herr Doctor Bonaquet heute Morgen Madame Duval abstattete? — fragte Ducormier mit Absicht.

Und er fügte hinzu:

— Verzeihen Sie diese Frage, Mademoiselle,

sie wird durch die Theilnahme entschuldigt werden, welche ich an der Gesundheit der Madame Duval nehme.

— O! ich begreife das, mein Herr; ich habe wie gewöhnlich dem Besuche des Herrn Doctors beigewohnt; er sagte zu Madame, sie möge sich nicht über die Schwäche beunruhigen, in welcher sie sich befände; er bürge jetzt für Alles, vorausgesetzt, daß Madame sich beruhige.

— Hieronymus hat mit Madame Duval noch nicht von Herrn von Saint-Géran gesprochen, — dachte Ducormier, welcher auf diese Weise erfahren hatte, was er wissen wollte; hierauf begann er wieder laut, indem er der Magd eine Karte übergab: — Wollen Sie gefälligst Madame Duval diese Karte übergeben und sie fragen, ob sie mir nicht nur einige Augenblicke der Unterredung für eine außerordentlich wichtige Angelegenheit bewilligen könne, die ich Madame Duval mitzutheilen gewünscht hätte, wenn sie im Stande gewesen wäre mich zu empfangen.

— Sehr wohl, mein Herr, — antwortete die Magd, indem sie Ducormier in ein kleines Vorzimmer treten ließ; — ich werde gleich Mademoiselle davon unterrichten.

— Und sagen Sie ihr gefälligst, begann Anatole wieder, — daß es sich um etwas sehr Wichtiges und sehr Dringendes handele.

— Ja, mein Herr, — antwortete die Magd, und sie ließ Ducormier allein.

— Es ist sonderbar, — sagte er bei sich, — diese Lüge ist nothwendig, um auf der Stelle zu Madame Duval und ihrer Tochter zu gelangen; ich empfinde indessen eine Art von Gewissensbiß. Ich habe niemals an Ahnungen geglaubt, und es scheint mir, als ob eine eisige Hand mir das Herz beklemmte. Bah! Kinderei! Schwäche! Warum dieses Zögern? Weil ich bei diesen beiden Frauen einen Augenblick eine sinnlose Hoffnung erwecken will! ... Ei was, das ist albern, — und nach einem Augenblicke der Ueberlegung fügte Anatole hinzu:

— Ach! wie ich klug gehandelt habe, nur aus Gewohnheit und ohne irgend Etwas vorauszusehen, meinen wahren Groll in den Augen der Freundin von Clemence Duval zu verhehlen! Wie sehr wird mir das vielleicht dienen, denn die arme Erzieherin wird von mir wie von einem Heiligen gesprochen haben! Verwünscht sei daher auch die unglückselige Rührung, welche mich vorgestern dazu gebracht hat, Hieronymus mein Herz zu eröffnen! Diesen fieberhaften Anfällen der Offenherzigkeit nachzugeben, das ist eine Thorheit; sein Herz entblößt zeigen, das heißt seinen Panzer ablegen, so daß ich einen Augenblick mich nicht gegen den großen Einfluß meines strengen Feindes habe vertheidigen können... Glück-

licherweise ist der gesunde Verstand mir mit der Ueberlegung zurückgekehrt ...

Diese Gedanken Anatole's wurden durch die rückkehrende Magd unterbrochen, welche zu ihm sagte:

— Wollen Sie in den Salon eintreten, mein Herr? Sie werden Mademoiselle dort finden.

Anatole wurde bald zu Clemencen eingeführt.

Er hatte sie bei seinem Zusammentreffen mit ihr unter der Vorhalle der Oper kaum flüchtig gesehen; er war einen Augenblick von dieser lieblichen und jungfräulichen Schönheit geblendet.

Das junge Mädchen hatte mit einem vollkommenen Takte die Thüre von dem Schlafzimmer, in welchem sich ihre Mutter aufhielt, halb offen gelassen, da sie es nicht für schicklich hielt, auf diese Weise unter vier Augen eine Unterredung mit einem Unbekannten zu haben, obwohl sie in dem Briefe, den ihr ihre Freundin von London schrieb, die schmeichelhafteste Lobeserhebung von dem Charakter und dem Verstande des Herrn Ducormier gefunden hatte.

Dieser, indem er sich vor dem jungen Mädchen verneigte, sagte zu ihr:

— Entschuldigen Sie, Mademoiselle, den beharrlichen Eifer, den ich gezeigt habe, um die Ehre zu haben Sie zu sehen; aber es handelt sich um etwas so Wichtiges, daß ich mir erlaubt habe, Sie um einen Augenblick der Unterredung zu bitten. Ich habe außerdem zu meiner Freude erfahren, daß Ihre

Frau Mutter sich Etwas besser befindet; ich habe daher auch meine Zudringlichkeit weniger zu bedauern.

— In der That, mein Herr, der Zustand meiner Mutter hat sich, Dank der vortrefflichen Pflege des Doctor Bonaquet, Ihres Freundes, gebessert, denn ich habe Ihre Gefälligkeit von neulich Nacht nicht vergessen. Ich ergreife daher auch diese Gelegenheit, mein Herr, Ihnen für die Bücher zu danken, mit denen Sie so gütig gewesen sind, sich für mich im Auftrage meiner besten Freundin zu belästigen. Sie haben sie, wie sie mir sagt, in London in guter Gesundheit und sehr zufrieden mit ihrem Schicksale verlassen? Aber, Verzeihung, mein Herr, Sie haben, wie Sie sagen, uns etwas Wichtiges mitzutheilen?

— Ja, Mademoiselle; nur muß ich Sie im Voraus inständigst bitten sich keiner Hoffnung hinzugeben, die vielleicht eitel sein würde.

— Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?

— Die kindliche Liebe beunruhigt sich ebenso schnell, als sie hofft.

— Mein Gott! mein Herr, — sagte Clemence voll Besorgniß, — sollte es sich um meine Mutter handeln?

— Nein, nein, Mademoiselle.

— Aber dann, mein Herr, begreife ich nicht . . .

— Indem sie hierauf plötzlich erbebte und so

bewegt, so zitternd wurde, daß sie kaum sprechen konnte, fügte Clemence die Hände faltend hinzu, während sich auf ihrem reizenden Gesicht eine zugleich schmerzliche und unaussprechliche Bangigkeit malte:

— Mein Herr . . . ich wage kaum zu glauben . . . ich habe vielleicht falsch verstanden . . . Handelt es sich etwa . . .

— Um Ihren Herrn Vater, Mademoiselle.

— Meinen Vater! — rief Clemence.

Dieser Ausruf war so feurig, so unwillkürlich, daß er durch die halb offen gelassene Thür ihres Schlafzimmers zu den Ohren der Madame Duval gelangte. Indem sie nun ihre Tochter mit besorgter Stimme rief, sagte die Kranke zu ihr:

— Clemence! mein Gott! was gibt es? komm zu mir.

— Es entstand jetzt ein tiefes Schweigen, während dessen Anatole leise zu Clemence sagte:

— Ich beschwöre Sie, Mademoiselle, nehmen Sie sich in Acht! so unbestimmt, so ungewiß die Hoffnung auch sein möge, welche ich Ihnen überbringe, so darf man sie doch Ihrer Mutter nur mit der größten Vorsicht mittheilen.

— Clemence, — begann Madame Duval mit lauterer Stimme von Neuem, — Du antwortest mir nicht! Mein Gott, was geht denn vor . . . mein Kind, hörst Du mich?

Das junge Mädchen eilte nach dem Zimmer ihrer Mutter, die beiden Frauen wechselten einige Worte aus, hierauf kehrte Clemence nach Verlauf eines Augenblickes bleich, erschüttert, in den Salon zurück, und sagte leise zu Anatole, indem sie ihre beiden Hände mit bittender Miene faltete:

— Mein Herr, bei Allem, was ich Heiligstes auf der Welt habe, das Leben meiner Mutter! theilen Sie ihr mit der größten Schonung mit, was Sie vielleicht über das Schicksal meines Vaters wissen ... Ich habe meiner Mutter nur gesagt, daß Sie uns eine sehr wichtige Mittheilung zu machen hätten ...

— Fürchten Sie Nichts, Mademoiselle, ich kenne die ganze Bedenklichkeit, ich wage nicht zu sagen Gefahr, einer gewaltsamen Erschütterung in dem Zustande, in welchem sich Ihre Frau Mutter befindet.

Und Anatole Ducormier folgte Clemencen in das Zimmer der Kranken.

VIII.

Als Ducormier zu Madame Duval eintrat, sagte diese, indem sie ihm mit der Geberde einen ihrem Bette gegenüberstehenden Sessel andeutete, mit bewegter Stimme, während Clemence an ihrem Kopfkissen stehen blieb:

— Setzen Sie sich gefälligst, mein Herr, und sagen Sie uns, was für eine so wichtige Sache sie uns zu melden haben.

— Das, was ich Ihnen mitzutheilen habe, Madame, ist in der That sehr wichtig, und dennoch handelt es sich nur um ein Gerücht, — erwiderte Ducormier, — um ein einfaches Gerücht, das vielleicht ganz ohne Grund ist, ich beeile mich, Ihnen das im Voraus zu sagen ... Ich habe heute Morgen einen Brief von London erhalten ... wohin er von einem meiner Freunde, der mich noch in dieser Stadt glaubte, anfangs an mich adressirt gewesen war ...

Dieser Freund hat Frankreich seit langer Zeit verlassen, und ... Aber, Madame, — fügte Ducormier hinzu, indem er sich unterbrach, — erlauben Sie mir von Neuem dabei stehen zu bleiben: Nichts ist weniger gewiß, als die Nachricht, die mir mein Freund mittheilt, er hat sie auf der Reise erfahren, und er geht dabei sogar in keinen ausführlichen Umstand ein ... da er nicht wußte, in welchem Grade mich Das interessiren könnte, was er mir meldete. Nehmen Sie daher, Madame, die folgenden Worte mit dem größten Vorbehalte auf, es ist unglücklicherweise fast wahrscheinlich, daß mein Freund nur das Echo einer falschen Nachricht ist. Ich wäre daher auch untröstlich, eitle Hoffnungen bei Ihnen zu erwecken.

In dem Maße, als Ducormier sprach, verdoppelte sich die Aufmerksamkeit der Madame Duval; bald sah sie durch die Vorsicht, mit welcher Anatole seine Einleitung umgab, anfangs dunkel, daß es sich um eine Mittheilung handelte, die ihr eine falsche Hoffnung verursachen könnte, gegen welche man sie verwahren wollte; dann, nach Verlauf einiger Augenblicke der Ueberlegung, kam sie natürlicherweise darauf zu vermuthen, daß diese zweifelhafte, auf einer fernen Reise erfahrene Nachricht Bezug auf den Tod des Obristen Duval haben müsse. Dank der außerordentlichen Schonung Anatole's zeigte sich dieser Gedanke der Kranken nur allmälig und ohne gefähr-

liche Erschütterung. Sie antwortete Ducormier daher auch mit fast ruhiger Stimme:

— Mein Herr, nur ein Wort; in welchem Lande reiste Ihr Freund?

In der Furcht, daß die Entdeckung noch zu plötzlich wäre, sagte Clemence rasch mit einem Ausdrucke und einer Geberde der Besorgniß zu Anatole:

— Mein Herr, nehmen Sie sich in Acht!

Und da Ducormier, welcher einen Blick des Einverständnisses mit dem jungen Mädchen auswechselte, zu antworten zögerte, so begann Madame Duval wieder mit fester Stimme:

— Mein Herr, Ihr Freund reiste in Algerien, nicht wahr? Antworten Sie mir ohne Furcht.

Und indem sie sich an ihre Tochter wandte, fügte sie hinzu:

— Beruhige Dich, liebes Kind; der Herr hat diesen zarten Gegenstand mit so vieler Vorsicht berührt, daß ich ruhig bin, Du siehst es. Sei daher unbesorgt, ich werde mich keinen thörichten Hoffnungen hingeben. Ich fühle zu gut, daß ihr Verlust mir einen schrecklichen Schlag versetzen würde. Wie Sie sehen, mein Herr, können Sie daher jetzt in aller Sicherheit fortfahren.

— Ich glaube es, ich sehe es, Madame, — erwiderte Anatole, — und Ihre Festigkeit befreit mich von einer drückenden Last. Nun denn, ja, Madame, mein Freund reiste in Algerien; er hat in einem

fernen Volksstamme, den er an den Grenzen der Wüste besuchte, sagen hören, daß ein französischer Obrist, den man für todt hielt, seit langer Zeit als Gefangener von herumziehenden Arabern zurückgehalten wäre, in deren Gefolge er herumzöge.

Trotz ihrem Entschlusse konnte Madame Duval die Freudenthränen nicht unterdrücken, welche ihr eine doch sehr durch einen klug berechneten Zweifel bekämpfte Hoffnung verursachte.

Clemence bemerkte die Gemüthsbewegung ihrer Mutter, und sagte zu ihr, ohne gleichfalls ihre Rührung unterdrücken zu können:

— Geliebte Mutter ... ich bitte Dich inständigst ... keine verderblichen Hoffnungen ... ich bedarf ebenso viel Muth als Du, um einer solchen Hoffnung zu widerstehen, denn leider ... ist sie nicht neu für uns! ...

— Das ist es gerade, was Dich beruhigen muß, mein Kind, und auch Sie, mein Herr, denn gar viele Male hatten meine Tochter und ich, ohne bestimmte Beweise von dem Tode meines Gatten, gedacht, daß er als Gefangener zurückgehalten werden könnte, aber, ich gestehe es, unsere Vermuthungen hatten nicht einmal die Anzeige zur Grundlage, welche Sie uns geben, und wovon ich indessen mit Ihnen die ganze Ungewißheit anerkenne ...

— Nichts ist in der That zweifelhafter, Madame, denn ich habe die Ehre Ihnen zu wiederholen, daß

der Brief meines Freundes auf keine näheren Umstände über die Thatsache eingeht; er erzählt sie mir nur als ein Gerücht; ich würde sogar keine Wichtigkeit darauf gelegt haben, wenn nicht Mademoiselle Emma Levasseur mehrere Male, und noch vorgestern mein vortrefflicher Freund, der Doctor Bonaquet, von den unglücklicherweise wenig wahrscheinlichen Zweifeln gesprochen hätten, welche über das Schicksal des Obristen Duval übrig geblieben; als ich heute Morgen diesen Brief erhielt, Madame, ist daher auch mein erster Gedanke gewesen, Sie mit aller möglichen Vorsicht von Dem zu unterrichten, was ich erfahren hatte, dann auf der Stelle an meinen Freund zu schreiben; er muß, wie er mir gesagt hat, sich einige Zeit lang in Algier aufhalten; ich habe ihn daher gebeten, genau seine Erinnerungen zu befragen, und besonders mich von dem Namen und der geographischen Lage des Volksstammes zu unterrichten, wo er diese Nachricht geschöpft hat, was die Nachforschungen vielleicht erleichtern würde.

— Ach! mein Herr, — sagte Madame Duval mit dem Ausdrucke der innigsten Dankbarkeit, — was auch geschehen möge, und obwohl ich wenig Hoffnung habe, so werde ich doch in meinem Leben nicht vergessen, wie gütig und zuvorkommend Sie sich bei diesem Umstande gegen uns gezeigt haben . . .

— Mein Gott, Madame, — erwiderte Anatole in einem bescheidenen und innigen Tone, — wer

hätte nicht wie ich gehandelt! Mein einziges Bedauern ist, nicht mehr thun zu können, und mich in einer abhängigen Stellung zu befinden, daß es mir unmöglich ist über mich zu verfügen; sonst . . .

— Sonst, mein Herr? — sagte Madame Duval mit überraschter und fragender Miene.

— Ohne die Abhängigkeit, in welcher ich lebe, Madame, — erwiderte Anatole mit unterdrückter Gemüthsbewegung, — würde ich Sie gebeten haben, mich das größte Glück genießen zu lassen, das kennen zu lernen dem Menschen verliehen ist; aber dieser schöne Traum ist unmöglich. Ach! zum ersten Male in meinem Leben beneide ich den Reichthum und die Freiheit, welche er verleiht!

— Wahrlich, mein Herr, — sagte Madame Duval immermehr erstaunt, — ich verstehe Sie nicht . . .

— Ist es nicht wahr, Madame, daß gar viele Personen, und der Freund, von dem ich Ihnen spreche, gehört zu der Zahl, Algerien als Neugierige oder als Künstler besuchen?

— Ohne Zweifel, mein Herr . . .

— Wohlan, Madame, stellen Sie sich einen so unabhängigen Mann vor, um eine solche Reise, nicht um seine Neigungen als Künstler oder seine Neugierde als Reisender zu befriedigen, sondern in der Hoffnung unternehmen zu können, seiner Gattin und seiner Tochter einen der tapfersten Officiere zurück-

geben zu können, aus dem sich Frankreich eine Ehre macht. Ach! Madame, — fuhr Ducormier fort, dessen schöne Züge von Begeisterung zu strahlen schienen, — welches Glück Beschwerden, Entbehrungen, Gefahren Trotz zu bieten, um sich einem so heiligen Unternehmen zu widmen! Welche edlere Verwendung könnte ein reicher und freier Mann mit seiner Unabhängigkeit machen? Aber leider mißt uns das Schicksal nicht gleicher Weise das Können und das Wollen zu. Glücklich, o! sehr glücklich sind Die, denen es verliehen ist alles Gute auszuführen, was Sie träumen!

Es ist unmöglich den schwermüthigen und herzzerreißenden Ausdruck Anatole's zu schildern, als er diese letzten Worte aussprach; Madame Duval, nicht weniger als ihre Tochter über den großmüthigen Gedanken Ducormier's gerührt, rief daher auch aus:

— Ach! mein Herr, bei jedem Andern würde mich der Adel dieser Gefühle überraschen, aber ich habe heute Morgen einen Brief gelesen, den Mademoiselle Emma Levasseur an meine Tochter geschrieben hat, und ich weiß, mein Herr, was man von Ihnen erwarten kann.

— Meinen häufigen Unterredungen mit Mademoiselle Emma über Sie und über Ihre Tochter, verdanke ich daher auch die innige Theilnahme, welche ich an Dem nehme, was Sie so genau berührt; mein einziges Bedauern ist, ich wiederhole es Ihnen,

Madame, mich leider auf ebenso fruchtlose, als aufrichtige Wünsche beschränkt zu sehen.

— Mit so edlen Gesinnungen unterstützte Wünsche sind so gut als Handlungen, mein Herr, — erwiderte Madame Duval immer mehr von dem Zauber Anatole's beherrscht. — Und dann endlich, indem wir uns immerhin vor eingebildeten Hoffnungen hüten, berechtigt die strengste Vernunft uns nicht wenigstens zu versuchen, die Nachricht zu benutzen, welche Ihnen zugekommen ist? Finden Sie nicht, mein Herr, daß es dringend nothwendig wäre, einen der alten Freunde meines Gatten, Divisionschef im Kriegsministerium für die Angelegenheiten von Algerien, davon zu unterrichten? Bereits mehrere Male hat er mir Nachricht von leider bis jetzt immer vergeblichen Versuchen gegeben, die man gemacht hat, um sich über das Schicksal des Obristen Duval zu versichern.

— Wie ich glaube, wäre das unerläßlich. Ich werde Ihnen heute Abend die Abschrift der Stelle von dem Briefe meines Freundes übersenden, worin von dem französischen Gefangenen die Rede ist.

— Thun Sie noch mehr als das, mein Herr, — sagte Madame Duval herzlich zu Anatole, — sein Sie so liebenswürdig, uns diese Abschrift morgen zu überbringen, Sie sollen, wie Emma uns geschrieben hat, nur kurze Zeit in Paris bleiben; bewilligen Sie uns wenigstens einige Ihrer Augen-

blicke, wenn die Gesellschaft einer armen Kranken und Ihrer Tochter Sie nicht zu sehr erschreckt. Wir werden Ihnen wenigstens unsere Dankbarkeit mehr nach Wunsch erzeigen können.

— Es ist möglich, Madame, daß mein Aufenthalt in Paris sich gezwungenerweise verlängert; aber ich werde mir Glück dazu wünschen, da Sie mir erlauben zuweilen zu kommen, um Ihnen meine Ergebenheit zu versichern und Sie von Dem zu unterrichten, was ich durch den nächsten Brief meines Freundes erfahren haben werde.

— Ihre Gefälligkeit ist so freundschaftlich, mein Herr, daß Sie mich bis zur Unbescheidenheit vertrauungsvoll macht . . . ich möchte daher auch wagen, Sie um einen neuen Dienst zu bitten.

— Ich bitte, sprechen Sie, Madame.

— Binnen hier und einiger Zeit werde ich das Zimmer nicht verlassen können; es würde mir sehr unangenehm sein, meine arme Clemence sich als Bittstellerin nach dem Kriegsministerium begeben zu sehen, obgleich es sich darum handelte, von einem der alten Freunde meines Gatten empfangen zu werden. Auf der andern Seite verirren sich die Briefe oft, oder erleiden eine bedeutende Verzögerung in den Büreaus. Denken Sie sich meine Unruhe, wenn dem so mit dem Briefe sein würde, den ich morgen zu schreiben gedenke.

— Es wäre in der That weit besser, Madame,

daß ich die Person besuchte, von der Sie mir sprechen; das würde Ihrer Mademoiselle Tochter einen Schritt ersparen, ich würde der in Rede stehenden Person den Brief meines Feundes überbringen, indem ich ihn inständig bäte, die schnellsten Befehle zu ertheilen, um neue Nachforschungen zu beschleunigen. Wollen Sie mir nur gefälligst einige Zeilen der Einführung geben, Madame, ich werde Alles übernehmen und Ihnen Bericht über die Resultate unserer Bemühungen abstatten.

Bei diesem neuen Dienstanerbieten sahen sich Madame Duval und ihre Tochter, immer mehr über die herzliche Gefälligkeit Anatole's entzückt, einander an. Nach einem Augenblicke des Schweigens sagte daher auch die Mutter Clemencens mit bewegter Stimme, indem sie sich an Ducormier wandte:

— Ich kann Ihnen meine Dankbarkeit nicht besser bezeugen, mein Herr, als daß ich Ihnen sage, daß mit Ausnahme des Augenblickes unvermeidlicher Angst, von der ich befallen worden bin, als es sich um meinen Gatten handelte, Ihre Gegenwart, Ihre großmüthigen Worte, Ihre Sorgfalt für Alles das, was uns berührt, mir unendlich wohlthun. Ich fühlte mich heute Morgen besser, in diesem Augenblicke fühle ich mich noch besser. Ohne Zweifel ist die Hoffnung, so ungewiß sie auch sein möge, welche Dank Ihnen mir erlaubt ist zu hegen, sehr bei diesen glücklichen Gefühlen betheiligt; aber am Ende rührt

das Alles von Ihnen her, mein Herr. Ihnen gehört meine Dankbarkeit und die meiner Tochter.

Ein ausdrucksvoller, schüchtern auf Anatole geworfener Blick Clemencens bewies ihm, daß sie die Gefühle ihrer Mutter theile.

— Ach! Madame, — erwiderte Ducormier, — gebe der Himmel, daß Ihre Hoffnungen nicht getäuscht werden! Nichts würde dann an dem Glücke Ihrer Familie fehlen, denn, wie ich glaube, kann ich Ihnen zu der bevorstehenden Verheirathung Ihrer Mademoiselle Tochter Glück wünschen.

— Zu der bevorstehenden Verheirathung meiner Tochter! — rief Madame Duval, indem sie sich nach Clemencen umwandte.

Diese schien nicht weniger erstaunt, als ihre Mutter, welche wiederholte:

— Zu der bevorstehenden Verheirathung meiner Tochter, sagen Sie, mein Herr?

— Ja, Madame, mit dem Herrn Grafen von Saint-Géran.

— Dem Grafen von Saint-Géran! — erwiderte Madame Duval, indem sie mit ihrer Tochter einen neuen Blick höchsten Erstaunens auswechselte, — das ist das erste Mal, daß wir diesen Namen aussprechen hören.

— Ich kann Ihnen indessen versichern, Madame, daß man gestern Abend bei dem Herrn Fürsten von Morsenne, bei dem ich für den Augenblick die Stelle

als Secretär versehe, die Verheirathung des Herrn Grafen von Saint-Géran mit Mademoiselle Duval als geschlossen betrachtete.

— Am Ende, meine Mutter, — sagte Clemence lächelnd, — hat das nichts Außerordentliches, unser Name ist gar vielen Personen gemeinsam. Daher rührt ohne Zweifel der Irrthum des Herrn Ducormier.

— Ich bitte um Verzeihung, Mademoiselle, ich habe Herrn von Saint-Géran selbst melden hören, daß er Mademoiselle Duval, die Tochter des Artillerie-Obristen dieses Namens heirathen würde.

— In Wahrheit, mein Herr, — erwiderte Madame Duval bestürzt, — was Sie mir da sagen, verwirrt mich.

— Und ich gestehe Ihnen, Madame, daß ich nicht weniger verwirrt über Ihre Ueberraschung bin; denn einer unserer gemeinsamen Freunde hatte mir bereits . . . freilich unbestimmt . . . von dieser Verheirathung gesprochen.

— Einer unserer gemeinsamen Freunde?

— Ja, Madame. Der Doctor Bonaquet.

— Herr Bonaquet! Er kannte diese Gerüchte? — fragte Madame Duval.

— Nothwendigerweise, Madame, da Herr von Saint-Géran der Neffe der Frau von Blainville ist, welche unser Freund geheirathet hat.

— In der That, Herr Bonaquet hat uns gestern seine Verheirathung mit dieser Dame mitgetheilt, —

erwiderte Madame Duval, — aber er hat nicht einmal den Namen des Herrn von Saint-Géran ausgesprochen.

— Was Sie mir da sagen, Madame, überrascht mich immer mehr; denn Jedermann versichert, daß Frau von Blainville aus einem seltenen Zartgefühle bei ihrer Verheirathung mit unserem Freunde auf ihr großes Vermögen zu Gunsten des Herrn von Saint-Géran unter der Bedingung (und Anatole betonte diese Worte) verzichtet hat, daß er Mademoiselle Duval heirathen würde: da ich nun aber die große Theilnahme kannte, Madame, welche unser Freund für Sie sowie für Mademoiselle hegt, so habe ich diese Verbindung zwischen Ihnen und ihm für abgeredet gehalten.

Clemence wurde purpurroth, und sagte mit einem Ausdrucke der Scham und des Schmerzes zu Madame Duval:

— Ach! meine Mutter . . . so viel Erniedrigung erwartete ich nicht . . . mich für fähig zu halten in eine Verheirathung zu willigen, bei welcher meine Person so zu sagen aufgedrungen wäre! Aber warum nicht? — fügte das junge Mädchen mit einem bittern Lächeln hinzu, — die Begierde nach einem Titel und einem großen Vermögen lassen so viele Niederträchtigkeiten begehen . . .

Und zwei Thränen der Empörung rollten aus den Augen des jungen Mädchens.

— Mademoiselle . . . Verzeihung . . . Tausend Mal Verzeihung, — erwiderte Anatole in einem innigen Tone, — ich bin untröstlich Sie ohne meinen Willen betrübt zu haben, indem ich ein Gerücht wiederholte, das in der Welt im Umlaufe ist...

— Aber dieses Gerücht ist abgeschmackt, mein Herr, es ist durchaus falsch, glauben Sie mir, ich beschwöre Sie darum! — erwiderte Madame Duval hastig. — Zuverlässig werden wir immer sehr dankbar für die aufmerksame Behandlung des Herrn Bonaquet sein, aber, in Wahrheit, er hat sonderbare Manieren, sich für Leute zu interessiren! Wie mir scheint wäre es seine erste Pflicht gewesen, mich von seinen Plänen zu unterrichten, bevor er den Namen meiner Tochter den Klätschereien der Welt Preis gab...

— Ohne Zweifel, Madame, hat der Zustand Ihrer Gesundheit Herrn Bonaquet bis jetzt abgehalten, Ihnen seine Pläne mitzutheilen.

— Dann, mein Herr, mußte er warten, und nicht ohne uns zu fragen die Person meiner Tochter versprechen. Das heißt mit einem unverzeihlichen Leichtsinne handeln!

— Warum denn, meine Mutter? — erwiderte Clemence mit zunehmender Bitterkeit und Spott. — Diese glänzende Heirath mußte uns so reich, blendend und unverhofft scheinen, daß Herr Bonaquet, unserer Zuvorkommenheit eine solche Ehre anzunehmen

gewiß, es nicht einmal der Mühe werth gehalten hat, uns um Rath zu fragen.

Und Clemence begann wieder voll Niedergeschlagenheit:

— Ich, die ich ihn für unseren besten Freund hielt!... So falsch gekannt, so falsch beurtheilt zu werden! Das ist grausam!

— Ich bitte, Mademoiselle, — begann Anatole wieder, — beeilen Sie sich nicht unseren Freund anzuklagen; welches der Grund auch sein möge, der ihn hat handeln lassen, ich möchte darauf schwören, daß er einem vortrefflichen Gefühle nachgegeben hat.

— Sie vertheidigen Ihren Freund, mein Herr, — erwiderte Madame Duval, — das beweist den Adel Ihres Herzens; aber ich, die ich weiß, was meine Tochter über diese Demüthigung leiden muß, ich kann Ihre Nachsicht nicht theilen.

— Glauben Sie mir, Madame, das einzige Unrecht unseres armen Freundes wird gewesen sein, daß er sich von der Theilnahme hat irre leiten lassen, welche er für Sie hegt; aber mehr als irgend Jemand begreife ich die Empfindlichkeit ihrer Mademoiselle Tochter ... Eine unter solchen Aussichten geschlossene Ehe ist selten glücklich. Sobald ein Mann einer Bedingung unterworfen ist, oder glaubt ein Opfer zu bringen, indem er eine Frau heirathet, wäre sie auch ebenso selten begabt, als Ihre Mademoiselle Tochter, so macht er sie

früher oder später und fast wider seinen Willen unglücklich.

— Und warum sollte man Mitleid mit ihr haben, mein Herr? — erwiderte Clemence heftig, — verdient die Frau, welche sich zu einer solchen Verbindung herabließe, um ihren Stolz oder ihre Habgierde zu befriedigen, nicht Widerwillen und Verachtung?

Clemence wurde durch die Magd unterbrochen, welche ihr einen Brief übergab, indem sie sagte:

— Mademoiselle, es ist ein Brief, den ein Kürassier zu Pferde soeben überbracht hat; ich war genöthigt zu dem Pförtner hinabzugehen, um im Namen von Madame einen Empfangsschein zu geben. Er kommt aus dem Kriegsministerium.

Und nachdem sie das Schreiben in Clemencens Händen gelassen, verließ die Magd das Zimmer.

— Ein Brief von dem Kriegsminister? — sagte Madame Duval sehr überrascht, indem sie ihre Tochter anblickte — Das kann nur von Herrn Dufrenoy sein, dem alten Freunde Deines Vaters, von dem ich soeben Herrn Ducormier sprach. In jedem Falle sieh, was es ist, mein Kind.

Clemence brach den Brief auf, und wurde bald so bleich und zitternd, daß ihre Mutter ausrief:

— Clemence, was gibt es? Du erschreckst mich!

Indem sie sich ihrer Mutter um den Hals warf, bedeckte das junge Mädchen sie mit Thränen und

mit Küssen, indem sie mit unterbrochener Stimme flüsterte:

— Geliebte Mutter, Muth!

— Was sagst Du?

— Ja, Muth, man bedarf seiner auch, um zu große Freuden zu ertragen.

— Zu große Freuden! — erwiderte Madame Duval, indem sie ihre Tochter an ihren Busen drückte. — Um des Himmels willen, erkläre Dich.

Indem sie sich aus den Armen ihrer Mutter losriß, sagte Clemence mit strahlendem Gesicht, mit feuchten Augen und einem Ausdrucke unaussprechlichen Glückes zu Ducormier:

— Ach! mein Herr, seien Sie gesegnet! Gott ist es, der Sie zu uns gesandt hat!

— Clemence! — rief Madame Duval, — was gibt es?

— Mutter, Mutter! Wir können Alles hoffen.

— Hoffen! — wiederholte Madame Duval. — Großer Gott! ist dieser Brief etwa?...

— Mutter, — fuhr das junge Mädchen mit unaussprechlichem Entzücken und bebender Stimme fort, — wir können mehr thun als hoffen!

— Ach! mein Gott! mein Kind... sprich aus!

— Mutter, der Freund des Herrn Ducormier war gut unterrichtet.

— Dein Vater!...

— Er lebt, er ist gerettet! Wir werden ihn bald wiedersehen. Nimm, lies, lies!...

Und indem sie sich von Neuem ihrer Mutter um den Hals warf, verdoppelte Clemence ihre Liebkosungen; dann ihren Kopf auf die Schulter der Kranken gestützt, hielt sie ihr das folgende Billet vor die Augen, das sie mit lauter Stimme las:

„Madame,

Meine Arbeit mit dem Minister hält mich hier den ganzen Tag zurück. Ich schreibe Ihnen diese Zeilen in aller Eile, um Ihnen eine unverhoffte Nachricht zu melden, die ich soeben erhalten habe: Der Herr Obrist Duval lebt noch; er ist Gefangener des Stammes Ben-Souli. Bei dem Abgange des Courriers von Afrika unterhandelte man die Auswechselung des Obristen; es ist gewiß, daß er vor Ablauf eines Monats frei sein wird.

Heute Abend oder morgen werde ich die Ehre haben Sie zu besuchen, um Ihnen alle die näheren Umstände dieses Ereignisses anzugeben; es erfüllt mich mit einer Freude, die ich nicht nöthig habe Ihnen auszudrücken.

Ihr gehorsamer Diener

Dufrenoy.“

Wenn der Blitz zu den Füßen Ducormier's eingeschlagen wäre, so würde er nicht bestürzter, entsetzter gewesen sein.

Seine vorgeblichen Nachrichten über den Obristen Duval waren eine schändliche Lüge, mittelst welcher er sich an demselben Tage bei Madame Duval in der Absicht hatte einführen wollen, sich auf diese Weise Gründe der Näherung und der Verbindung für die Zukunft zu verschaffen, und besonders in der Hoffnung, im Voraus die Absichten des Doctor Bonaquet in Bezug auf die Verheirathung Clemencens mit Herrn von Saint-Géran zu zerstören.

Ein unglaublicher, von der Vorsehung bestimmter Zufall verwandelte diese abscheuliche Lüge in eine Wirklichkeit. Indem er sich der Unglück verheißenden Ahnung erinnerte, von der er in dem Augenblicke ergriffen gewesen, als er im Begriffe stand bei diesen beiden unglücklichen Frauen unsinnige Hoffnungen wieder zu erwecken, sagte bei sich Anatole:

— Meine Ahnung täuschte mich nicht; es liegt in diesem Umstande irgend etwas Verhängnißvolles. Dieser Mann, der aus seinem Grabe hervorzugehen scheint, wird mir verderblich sein . . .

Madame Duval und ihre Tochter lagen nach dem Lesen des Billets schweigend einander in den Armen.

Ducormier hatte Zeit sich von seiner vorübergehenden Bestürzung wieder zu erholen; diese unerschütterliche Seele ließ sich nicht lange niederschlagen; seine Züge, die er mit so vieler Kunst zusammenzusetzen wußte, drückten daher auch eine Mischung von

Freude und Ueberraschung aus, welche vollkommen zu der Lage paßte, als Madame Duval zu ihm sagte, indem sie ihre Thränen abtrocknete und ihm voll Rührung die Hand reichte:

— Ach! mein Herr, meine Tochter hat Recht... Sie sind unser guter Engel... Gott ist es, der Sie zu uns gesandt hat. Die Hoffnung, welche Sie uns gegeben haben, hatte mich vorbereitet ohne Erschütterung diese Nachricht zu erfahren, die mich dem Glücke, dem Leben wiedergibt; ja, denn ich vermag nicht auszudrücken, was ich empfinde: es scheint mir, daß die Gewißheit bald meinen Gatten bei mir und meiner Tochter zu sehen, mein Dasein erneuert, daß ein neues Blut in meinen Adern kreist. Kurz, ich habe das Bewußtsein wieder aufzuleben, während vorher ... ich kann es Dir jetzt wohl gestehen, mein armes liebes Kind, — fügte Madame Duval hinzu, indem sie Clemencen wieder an ihren Busen zog, — während ich vorher mich jeden Tag sterben fühlte.

— Geh, fürchte Nichts, — erwiderte das junge Mädchen mit einem Ausdrucke unbeschreiblichen Vertrauens, — jetzt sollst Du es wohl bleiben lassen mich über Dich zu beunruhigen...

— Madame, — sagte Anatole mit inniger Stimme, indem er eine Hand an seine Augen legte, wie um seine Thränen zu unterdrücken, — meine Gemüthsbewegung wird Ihnen besser als meine

Worte sagen, was ich in diesem Augenblicke empfinde.

— Ich glaube es, mein Herr, — erwiderte Madame Duval gerührt, — ein Herz wie das Ihrige weiß die edelsten Entzückungen der Seele zu verstehen und zu theilen; wir bitten Sie daher auch inständigst uns oft, recht oft zu besuchen, Sie werden zum Mindesten den Anblick eines Glückes genießen, zu welchem Sie so großmüthig beigetragen haben; dann werden Sie uns rathen, Sie werden uns über gar Vieles hinwegleiten, denn in dieser ersten Betäubung der Freude ist man verblendet, berauscht, aber man denkt an Nichts, man untersucht Nichts.

— Ich bin zu sehr geehrt durch das Vertrauen Madame, das Sie mir bewilligen, um mich nicht zu bemühen demselben nach besten Kräften zu enssprechen, — erwiderte Anatole, indem er aufstand, um Abschied von Madame Duval und ihrer Tochter zu nehmen, welche er ihrem Glücke überlassen wollte, und er fügte mit einem Lächeln liebenswürdiger Güte hinzu:

— Madame, die großen Glückseligkeiten stimmen zur Nachsicht und zur Verzeihung, nicht wahr?

— O! ohne Zweifel, mein Herr.

— Wohlan, im Namen dieser Freude, welche der Himmel Ihnen sendet, verzeihen Sie unserem Freunde das vielleicht falsch verstandene, aber wenigstens aufrichtige Interesse, welches ihn dazu ge-

bracht hat die Verheirathung zu projectiren, von der ich Ihnen gesprochen.

— O! von ganzem Herzen, mein Herr, — sagte Clemence, — und vorausgesetzt, daß Herr Bonaquet uns niemals von dieser unglücklichen Idee spricht, so werden wir vergessen, daß er sie gefaßt hat. Nicht wahr, geliebte Mutter?

— Zuverlässig, mein Kind.

— Ich glaube, Madame, — begann Anatole wieder, daß unser Freund Ihnen indessen diesen Antrag machen wird. Ohne Zweifel werden Sie ihn ausschlagen?

— O! ja, — sagte Clemence, — wir werden ihn ausschlagen, und aus allen unseren Kräften.

— Das Einzige, warum ich Sie dann bitte, Madame, ist unserem Freunde zu verschweigen, daß ich Sie von den bis zu mir gelangten Gerüchten in Kenntniß gesetzt hatte; ich fürchte, daß er mir einen Theil von der Kälte zuschreiben würde, die Sie ihm vielleicht wider Ihren Willen bezeigen werden, und ich wäre untröstlich darüber, Madame, denn ich bin mit Bonaquet seit meiner Kindheit befreundet, und er ist, ich versichere es Ihnen, das beste Herz, das es auf der Welt gibt.

— Immer großmüthig und gut! — sagte Madame Duval, durch die zarte Freundschaft gerührt, welche er für Hieronymus Bonaquet bezeugte. Wohl-

an! es sei, wir werden nicht von Ihnen sprechen; wir werden die zarte Empfindlichkeit Ihres Herzens achten. Wenn Herr Bonaquet seinen unbegreiflichen Antrag an uns richtet, so werden wir ihn abweisen, wie wir es müssen; aber wir werden nicht thun, als ob wir benachrichtigt gewesen wären, daß er ihn uns machen mußte, und außerdem, ich weiß nicht ob das Glück, welches mich entzückt, meine Ansicht der Dinge ändert, aber ich glaube jetzt wie Sie, Herr Ducormier, daß der arme Doctor bei dem bloßen Gedanken an eine solche Verheirathung verblendet gewesen ist. Sein Unrecht ist gewesen, zu glauben, daß meine Tochter und ich diese Verblendung theilen würden, und wir sind, wie Sie sagen, so glücklich, daß wir von ganzem Herzen verzeihen werden. Nicht wahr, mein Kind?

— O! ja, meine Mutter .... Und dann, wenn wir es streng mit Herrn Bonaquet nehmen, so würde das Herrn Ducormier großen Kummer machen.

— Ich danke Ihnen, Mademoiselle, — sagte Anatole gerührt. — Ach! Freunde wie Bonaquet sind selten ... und Dank Ihnen wird unsere innige Freundschaft bleiben, was sie immer gewesen ist ...

— Auf baldiges Wiedersehen ... auf morgen, nicht wahr, Herr Ducormier? — sagte Madame Duval. — Sie werden uns viel vernünftiger,

viel mehr von unserer Gemüthsbewegung erholt finden.

— Auf morgen, Madame, — sagte Anatole, indem er sich voll Achtung verneigte, und er verließ das Zimmer der Kranken.

Kaum war er hinausgegangen, als Madame Duval zu ihrer Tochter sagte:

— Welch edles und vortreffliches Herz! welche gefühlvolle und zartfühlende Seele! Wie alle diese edlen Eigenschaften auf seinem liebenswürdigen Gesichte zu lesen sind!

— Emma irrte sich also nicht zu sehr, geliebte Mutter, — sagte Clemence lächelnd, — als sie mir sagte, daß sie Dir ein wahres Glück bereite, indem sie Herrn Ducormier an Dich empfehle.

— Und begreift man diesen Narren von Bonaquet! — fügte Madame Duval unbesonnen hinzu, — da er so von der Wuth besessen war, Dich zu verheirathen, warum dachte er da nicht wenigstens an einen Gatten wie Herr Ducormier! nicht wahr, mein Kind?

Clemence blickte ihre Mutter erröthend an, dann schlug sie die Augen nieder und antwortete mit einem Halblächeln:

— Das kommt daher, geliebte Mutter, weil Männer von Herz, wie Herr Ducormier, wie ich glaube, sehr selten anzutreffen sind.

. . . .

Wir überlassen es dem Leser sich die köstlichen Ergüsse der Mutter und der Tochter vorzustellen, als sie allein mit einander sich von der nahen Befreiung des Obristen Duval unterhielten.

. . . .

IX.

Ohngefähr drei Monate nach den Ereignissen, welche wir erzählt haben, ging der Doctor Bonaquet mit besorgter Miene in seinem Arbeitszimmer auf und ab, indem er von Zeit zu Zeit einen ungeduldigen Blick auf die Standuhr warf, welche damals auf fünf Uhr Abends zeigte. Bald setzte er sich mit tiefsinniger Miene, bald, indem er auf seinen Balkon ging, warf er die Augen in die Ferne auf den Kai, als ob er voll Bangigkeit die Ankunft irgend Jemandes erwartet hätte. Er hatte sich soeben nach einem neuen Ausblicke seit einigen Augenblicken niedergesetzt, als er das Rollen eines Wagens hörte, der vor der Hausthür hielt: er eilte an das Fenster, sah einen Fiaker, und neben dem Kutscher den alten Diener seiner Frau. Hieronymus verließ sein Zimmer, ging eilig hinab und fand unter der Hausthür Heloise Bonaquet, begleitet von ihrer Kammerjungfer,

die, wie der alte Diener, mit einigem Gepäck beladen war.

Indem sie ihrem Gatten schnell die Hand reichte, sagte Heloise zu ihm:

— Sie waren besorgt, nicht wahr, mein Freund?

— In der That, — antwortete der Arzt, indem er mit zärtlicher Unruhe die Züge seiner Frau betrachtete, — ich hoffte Sie heute Morgen gegen Mittag ankommen zu sehen. Ich war nach den Messagerien gegangen, um Sie zu erwarten; ich habe sie erst um drei Uhr verlassen; ich fürchtete ein Unglück . . . aber, Gott sei Dank, Ihr Aussehen beruhigt mich.

— Die Diligence ist fünfzehn Stunden weit von Paris gebrochen, mein Freund; das ist die einzige Ursache unserer Verspätung.

— Und Ihre Reise ist gut abgelaufen, — Sie sind nicht zu sehr ermüdet, haben sich nicht zu schlecht in diesem Wagen befunden, Sie, die Sie daran gewöhnt waren in dem Ihrigen und auf eine so bequeme Weise zu reisen?

— Ich habe mich vortrefflich befunden, mein Freund. Ich hatte das Coupé für mich und meine Kammerjungfer genommen, Ludwig war auf der Imperiale, und ich versichere Ihnen, daß das eine sehr bequeme Weise zu reisen ist.

Nach einem Austausche jener zärtlichen Er-

gießungen, welche immer einer ziemlich langen Trennung folgen, sagte Hieronymus zu Heloisen:

— Ihre Briefe haben mir mitgetheilt, daß Sie entzückt über den Empfang Ihrer alten Verwandten waren.

— Ja, mein lieber Hieronymus, sie ist so dankbar für meinen Besuch gewesen, um den sie mich so dringend gebeten hatte; wir haben so viel von meiner Mutter gesprochen, welche die beste Freundin der Frau von Felmont war, daß die Zeit sehr schnell verflossen ist! Nur hat sie sehr bedauert Sie nicht zu sehen, aber sie hat eingesehen, daß Ihre Beschäftigungen Sie besonders in diesem Augenblicke in Paris zurückhielten, indem sie mich aber doch versprechen ließ, daß ich, sobald Sie über einige Wochen verfügen könnten, Sie nach Felmont führen würde. „Denn ehe ich diese Welt verlasse, hat sie mir gesagt, will ich den Mann kennen lernen und ihm danken, dem Sie das Glück Ihres Lebens verdanken. Dann, setzte sie hinzu, liegt auch ein wenig Selbstsucht in meinem Wunsche Ihren Gatten zu sehen; sein Ruf als berühmter Arzt ist seit langer Zeit bis zu mir gelangt, und obgleich meine größte Krankheit mein hohes Alter ist, so wünschte ich doch sehr Herrn Bonaquet um Rath zu fragen.“ — Ich habe daher, mein Freund, das förmliche Versprechen gegeben, Sie zu ihr zu führen, sobald diese Reise Ihnen möglich sein wird; denn, ich verhehle es

Ihnen nicht, ich habe diese vortreffliche Frau sehr geschwächt gefunden, und, während meines Aufenthaltes bei ihr habe ich sie von einer Art von nervöser Krisis befallen gesehen, die mich anfangs sehr beunruhigt hat. Aber glücklicherweise hatte dieser Zufall keine unangenehme Folgen gehabt.

— Leider, meine liebe Freundin, ist in diesem Alter Alles gefährlich. Ich verspreche Ihnen daher auch mich mit Ihnen zu Frau von Felmont zu begeben, sobald als ich es vermag. Sobald ich sie gesehen, und mir Rechenschaft über Ihre Lage abgelegt haben werde, hoffe ich eine Lebensweise und einige Vorsichtsmaßregeln anzugeben, welche dieses durch das Alter geschwächte Leben so lange als möglich werden erhalten können.

— Ich danke Ihnen, mein Freund, denn nach meiner Mutter ist Frau von Felmont die Person gewesen, und ist es noch, die ich am Meisten auf der Welt liebe und verehre.

— Und wie erträgt sie die gänzliche Einsamkeit, in welcher sie lebt?

— Sie richtet sich auf das Beste ein . . . sie ist, wie ich Ihnen geschrieben, mein Freund — erwiderte Heloise lächelnd, — sehr philosophisch, und obgleich das Einkommen ihres kleinen Gutes gering ist, so lebt sie doch sehr anständig davon unter einigen guten und alten Dienern, die mit ihr alt geworden sind, und die sie anbeten; das Lesen, ihre Stickerei, ihre Blumen, ihre Vögel, ihre Wohlthätigkeitsbesuche

und ihre langen Spaziergänge durch eine der malerischsten Gegenden von Frankreich, genügen Frau von Felmont, um ihre Augenblicke so anzuwenden, daß ihr die Tage zu kurz scheinen.

— Mit siebzig Jahren ist diese Gabe allein zu leben selten und zeugt immer von einem hohen Verstande.

— Sie haben, mein Freund, von dem Adel und von der Festigkeit der Frau von Felmont einen Beweis durch den so rührenden, würdigen Brief gehabt, den sie an uns gerichtet, als sie uns den merkwürdigen Gegenanzeigebrief zurücksandte, den sie, wie alle Personen meiner Familie, erhalten hatte. Was ich ihr zu jener Zeit geschrieben, und besonders, was ich ihr kürzlich über Sie gesagt habe — fügte Heloise lächelnd hinzu, — hat ihr vollends den Kopf verdreht: Sie haben ihre Eroberung gemacht. Aber, mein Freund, — fuhr Heloise plötzlich mit einer Art von Besorgniß fort, — ich finde, daß Sie traurig, bekümmert aussehen.

— Es ist wahr; ich hatte daher auch ein doppeltes Bedürfniß Sie zu sehen.

— Was haben Sie, mein Freund? Sie beunruhigen mich.

— Aus Furcht, die Ruhe Ihres Aufenthaltes bei Frau von Felmont zu stören, habe ich Sie nicht von dem unterrichten wollen, was mich quält, und was hätte ich Ihnen außerdem mittheilen können? Ich

habe viel mehr die Ahnung, als die Gewißheit der Unglücksfälle, welche ich fürchte; aber das ist genug, um mich zu beunruhigen. Gesegnet sei daher auch Ihre Ankunft, meine liebe und gute Heloise! — begann Hieronymus wieder voll Rührung. — Ich finde den besten Theil meiner selbst wieder; ich fühle mich bereits weniger niedergeschlagen, weniger entmuthigt.

— Wahrlich, Hieronymus, Sie erschrecken mich. Um was handelt es sich denn?

Es handelt sich um Fauveau, seine Frau und diese unglückliche Waise!

— Mademoiselle Clemence Duval?

— Leider! ja.

— Was ist ihnen denn begegnet?

— Ich habe nur Vermuthungen; aber ich befürchte.

— Sie haben sie also während dieser letzten Zeit gesehen, mein Freund?

Nach einem Augenblicke des Schweigens begann Hieronymus wieder:

— Sie werden sich erinnern, meine liebe Heloise, daß vor ohngefähr drei Monaten diese arme Madame Duval, welche anfangs keine Erschütterung erlitten hatte, als sie die fast wunderbare Rettung ihres Gatten erfuhr, unglücklicherweise bald einem so zehrenden Fieber unterlag, das eine so lange getäuschte und endlich verwirklichte Hoffnung bei dieser armen,

bereits durch lange Leiden erschöpften Frau entzündet hatte.

— Ja, mein Freund, ich erinnere mich auch der unbegreiflichen Kälte, mit welcher Mademoiselle Duval das Anerbieten zurückgewiesen hat, das wir ihr nach dem Tode ihrer Mutter gemacht hatten, bei uns bis zu der Zeit ihrer Verheirathung mit Herrn von Saint=Géran zu wohnen; eine Verbindung, welche sie trotz unseren Bitten wie einen fast für ihr Zartgefühl beleidigenden Antrag zurückgewiesen hat. Aber Sie wissen, mein Freund, daß mich die mißtrauische, obgleich übertriebene Empfindlichkeit der Mademoiselle Duval viel mehr gerührt, als verletzt hat, da sie aus einer ehrenvollen Bedenklichkeit hervorgeht; Herr von Saint-Géran hatte außerdem grausam gelitten, er leidet noch grausam darüber, daß er seine Anträge hat zurückweisen sehen; er hat mir einen herzzerreißenden Brief nach Felmont geschrieben. Was er durch uns über den Charakter und die Verdienste der Mademoiselle Duval wußte, ihre seltene Schönheit haben auf ihn einen so tiefen Eindruck gemacht, daß es ihm scheint, wie er mir gesagt hat, als seien, da diese Heirath fehlgeschlagen wäre, alle Hoffnungen seines Lebens für immer vernichtet. Aber da fällt mir ein, mein Freund, und von dem Obristen Duval, welche Nachrichten?

— Keine seit der, welche meldete, daß in dem Augenblicke, wo man seine Auswechselung unter-

handelte, ein neuer Aufstand der Kabylen die Unterhandlung abgebrochen hatte. Gott weiß, was in diesem Augenblicke aus dem Obristen geworden ist! Eine doppelte und grausame Ungewißheit, denn mehr als jemals bedurfte das unglückliche Kind des väterlichen Schutzes. Als Clemence Duval uns ihre Absicht gemeldet, ferner allein in der Zurückgezogenheit zu leben, die sie so lange mit ihrer Mutter getheilt hatte, hat mich, wie Sie wissen, dieser obgleich bei einer jungen Person von siebzehn Jahren sehr seltsame Entschluß weder sehr überrascht, noch beunruhigt.

— Nein . . . und was ich durch Sie von der Festigkeit des Charakters der Mademoiselle Duval, von der Festigkeit ihrer Grundsätze, von ihrem Geschmack für die Zurückgezogenheit wußte, hat auch mich beruhigt; dann endlich habe ich gefühlt, was kindlich Frommes in diesem Verlangen liege, nicht einen Ort zu verlassen, wo Alles dem armen Kinde das Andenken ihrer Mutter zurückrief. Aber was hat sich zugetragen? Was läßt Sie besonders heute bedauern, daß Clemence nicht von der väterlichen Sorgfalt geschützt wird?

— Vor Ihrer Abreise war ich schmerzlich von der Kälte, ich möchte fast sagen dem Mißtrauen berührt, welche uns Clemence Duval allmälig bezeugt hatte; nachdem ich während Ihrer Abwesenheit mehrere Male, aber vergebens, versucht hatte sie zu Hause

anzutreffen, ist es mir gelungen; weit davon entfernt freundschaftlich und herzlich wie ehedem gegen mich zu sein, empfing sie mich auf eine zurückhaltende, frostige Weise. Zu offenherzig, um ihr das Erstaunen, den Kummer zu verhehlen, welche mir ein solcher Empfang verursachte, habe ich sie inständigst gebeten, mir ohne Umschweife die Ursache der Veränderung zu gestehen, welche ich seit dem Tode ihrer Mutter an ihr bemerkte; ihre Antworten sind gezwungen, ausweichend gewesen, es war mir unmöglich, irgend eine befriedigende Antwort aus ihr herauszubringen.

— Das ist sonderbar, mein Freund.

— Ich habe sie sehr betrübt verlassen, da ich nicht mehr daran zweifeln konnte, daß man mich bei ihr herabgesetzt hätte, und sie ist um so leichter gegen Jemand einzunehmen, als sie vertrauensvoll und ohne Arg ist.

— Aber, mein Freund, wer hatte denn ein Interesse, Ihnen bei Mademoiselle Duval zu schaden?

— Ich habe mir diese Frage gleichfalls gestellt, meine liebe Heloise . . . ohne mir anfangs darauf antworten zu können; aber als ich vor einigen Tagen eine letzte Bemühung bei Clemencen versuchen wollte, bin ich zu ihr zurückgekehrt; ich wurde nicht angenommen; ich entfernte mich, als ich an der Ecke des Kais der Insel Saint-Louis Anatole erblickte . . . Seit unserem Besuche im Hotel Morsenne war ich

ihm nicht begegnet. Die Nacht begann hereinzubrechen, er sah mich nicht, oder wollte mich nicht sehen. Seine Anwesenheit in dieser abgelegenen Straße, in welcher Clemence Duval wohnte, ließ mich ahnen, er werde sich zu ihr begeben.

— Bei unseren Unterredungen mit ihr hat indessen Mademoiselle Duval niemals den Namen des Herrn Ducormier ausgesprochen?

— Gerade diese Verstellung vermehrte meine Besorgniß; ich folgte Anatole von Weitem, ich sah ihn in das Haus Clemencens eintreten; indem ich die größte Zurückhaltung beobachtete, war es mir leicht von dem Pförtner zu erfahren, daß Anatole in die Wohnung der Mademoiselle Duval hinaufgegangen wäre, und daß sie ihn täglich empfinge.

— Herrn Ducormier? — sagte die junge Frau voll Angst, — dieses arme Kind empfängt täglich einen so gefährlichen Menschen! Ach! jetzt begreife ich Ihre Besorgnisse.

— Ich hatte die Geduld ihm aufzupassen und Anatole's Entfernung abzuwarten, ohne in dunkler Nacht von ihm gesehen zu werden; er war ohngefähr drei Stunden bei ihr geblieben.

— Armes Kind! so rechtschaffen, so unschuldig, ohne Stütze, ohne Rath, ohne Aufsicht, sich selbst überlassen zu sein! O! es ist Gefahr vorhanden, mein Freund, große Gefahr.

— An demselben Abende schrieb ich, als ich

nach Hause kam, an Clemencen einen dringenden Brief, indem ich mich durch die Freundschaft, welche ihre Mutter gegen mich gehegt hatte, und die aufopfernde Pflege, welche ich für sie gehabt hatte, berechtigte, bat ich sie um eine Zusammenkunft für den folgenden Tag.

— Und dieser Brief?

— Ist ohne Antwort geblieben. Immer mehr erschreckt, indem ich um jeden Preis zu diesem unglücklichen Kinde gelangen wollte, habe ich mich vor drei Tagen zu ihr begeben; ihre Magd hatte mir geöffnet, und trotz ihren wiederholten Versicherungen, daß ihre Herrschaft ausgegangen wäre, habe ich die Thür erzwungen, und Mademoiselle Duval in ihrem Salon gefunden. Ueberrascht, erzürnt über meine Beharrlichkeit, stand sie bei meinem Anblicke mit entrüsteter Miene auf. „Unglückliches Kind, sagte ich zu ihr, Sie stürzen sich in's Verderben, denn Sie empfangen täglich Anatole Ducormier, einen der gefährlichsten Männer, die ich kenne. — Mein Herr, — antwortete sie mir entschlossen, — ich bin frei in meinen Handlungen, ich bin nur Gott Rechenschaft über mein Betragen schuldig: ich habe außerdem wichtige Gründe, um nicht mehr an die Aufrichtigkeit der Theilnahme zu glauben, welche Sie für mich zu hegen scheinen; deshalb wünsche ich Ihre Gegenwart zu vermeiden."

„Aber, armes Kind, sagte ich zu ihr, man hin-

tergeht Sie, man stürzt Sie in's Verderben; hören Sie mich an."

Sie ließ mich nicht fortfahren und erwiderte:

„Mein Herr, Sie haben sich wider meinen Willen bei mir eingeführt; ich überlasse Ihnen den Platz."

Und ohne mich weiter anhören zu wollen, nahm sie ihren Shawl, ihren Hut und ging fort, indem sie mich untröstlich verließ.

Nach einem Augenblicke der Ueberlegung begann Heloise wieder:

— Nach Allem, mein Freund, sind unsere Befürchtungen vielleicht auch übertrieben.

— Wie?

— Die unangenehmen Vorfälle mit Herrn Ducormier, sein Wortbruch gegen Sie, und besonders die Feigheit seines Benehmens bei unserem Besuche im Hotel Morsenne, müssen, ich weiß es, eine traurige Meinung von seinem Herzen geben; aber hat man nicht oft die schlechtesten Charaktere, indem sie dem Einflusse einer engelgleichen Frau nachgaben, heilsame Aenderungrn empfinden sehen? Warum sollte Herr Ducormier nicht aufrichtig, rechtschaffen, Mademoiselle Duval lieben?

Bonaquet schüttelte traurig den Kopf und begann wieder:

— Wenn die Absichten Anatole's ehrenvoll wären, so würde er nicht gesucht haben, Clemence Duval von uns zu entfernen, er würde mich nicht bei ihr

verleumdet haben; denn, ich zweifle nicht mehr daran, er hat mich in der Meinung des armen Kindes herabgesetzt, weil er meinen Scharfblick fürchtete.

— Es ist wahr, mein Freund.

— Ernstlich daran zu denken Clemence Duval zu heirathen, war das für Anatole nicht ebensoviel, als ein neuer Mensch werden, sein vergangenes Leben abschwören zu wollen? Warum dann nicht zu uns zurückkehren? wußte er nicht, daß trotz seiner Undankbarkeit meine Arme ihm offen gewesen wären? War ich es nicht, der zuerst an diese Verbindung für ihn gedacht hatte, als ich an seine Bekehrung glaubte? Nein, nein, Alles läßt mich fürchten, daß sein Absichten strafbar sind.

— Und ich, mein Freund, ich vermag nicht an so viel Verderbtheit zu glauben. Dieser Mann wäre ein Ungeheuer! Die Reinheit dieses Kindes zu mißbrauchen, sie zu verführen, sie zu entehren! Noch einmal, mein Freund, so verderbt Herr Ducormier auch sein möge, so würde er doch nicht mit kaltem Blute ein so schändliches, so abscheuliches Verbrechen begehen.

Die Unterredung Hieronymus Bonaquet's und seiner Frau wurde durch den alten Diener unterbrochen, welcher zu dem Doctor sagte:

— Mein Herr, es ist dort eine Person, welche Sie auf der Stelle zu sprechen wünscht.

— Ihr Name?

— Herr Joseph Fauveau.

— Joseph! — rief Bonaquet mit einer ängstlichen Ueberraschung aus. — Bitten Sie ihn einzutreten.

Der Diener verließ das Zimmer. Heloise wollte sich zurückziehen, aber ihr Gatte sagte zu ihr:

— Nein, nein, bleiben Sie, ich bitte Sie, meine liebe Heloise, denn, wie ich Ihnen gesagt habe, bin ich nicht allein über das Schicksal Clemence Duval's besorgt, es gibt noch ein anderes Unglück, das ich fürchte. Aber still! da ist Joseph, — fügte der Doctor in dem Augenblicke hinzu, als Fauveau, von dem alten Diener eingeführt, eintrat.

X.

Bei dem Anblicke Fauveau's konnten der Doctor Bonaquet und seine Frau ihre schmerzliche Ueberraschung nicht verbergen.

Joseph war nicht mehr zu erkennen; sein Gesicht, welches vor Kurzem Offenherzigkeit und gute Laune zeigte, war abgemagert, bleich, finster und halb unter seinem dichten braunen Barte verborgen, den er in seiner ganzen Länge hatte wachsen lassen; seine unsaubern, verworrenen Kleider gaben ihm vollends ein elendes und widriges Ansehen; seine kräftige und hohe Gestalt war gebeugt, als ob er in sich selbst zusammen gesunken wäre; seine Züge drückten eine seltsame Mischung von Bitterkeit und Stumpfsinn aus; sein Gang, ohne wankend zu sein, war schwerfällig, schwankend, und wir müssen es sagen, bei den ersten Worten, welche Joseph an den Doctor richtete, bemerkte dieser, daß ein sehr starker Branntweingeruch sich aus dem Munde seines Freundes

verbreitete. Hieronymus' schmerzliches Erstaunen malte sich so deutlich auf seinen Zügen, daß Fauveau mit langsamer und hohler Stimme zu ihm sagte:

— Du findest mich sehr verändert, he! Hieronymus?

— Du hast also irgend einen großen Kummer gehabt? — rief Bonaquet im Tone freundschaftlichen Vorwurfes, — und ich habe Nichts davon gewußt, und Du bist nicht zu uns gekommen!

— Nein! ich habe Dich seit ohngefähr drei Monaten vermieden, Hieronymus; Maria und ich sind kalt gegen Dich wie gegen Deine Frau gewesen, die so zuvorkommend gegen uns war. Nun werdet Ihr Euch gesagt haben, nicht wahr, vergessen wir diese Undankbaren? Ihr habt Recht gehabt.

— Nein, Fauveau, — erwiderte Heloise, — wir haben Sie nicht so beurtheilt, wir sind, ich gestehe es Ihnen, betrübt über die Kälte gewesen, welche allmälig unseren ersten Verbindungen voll Herzlichkeit gefolgt ist; aber, indem wir immerhin diese Veränderung bedauerten, von der wir die Ursache nicht kannten, sprachen wir doch immer von Madame Fauveau und von Ihnen wie von zwei Freunden, die früher oder später zu uns zurückkehren müßten.

— Und Sie sehen, — erwiderte Joseph niedergeschlagen, — Sie sehen, da ist schon Einer, der zu Ihnen zurückkehrt, aber zu spät.

— Zu spät, mein guter Joseph, — sagte Bonaquet, — und warum?

— Weil mein Leben vergiftet, verloren ist, — murmelte Fauveau niedergeschlagen.

— Dein Leben verloren! — rief der Doctor Bonaquet mit zunehmender Bangigkeit aus, — Joseph, ich beschwöre Dich, erkläre Dich; verzweifle nicht so, vertraue uns Deine Leiden in aller Aufrichtigkeit an; vielleicht werden wir guten Rath für Dich haben.

— Ich verdiene Deine Freundschaft nicht mehr, Hieronymus, — antwortete Fauveau verwirrt; — ich habe Dich belogen, ich habe Dich betrogen!

— Du? Du?

— Indem ich hierher komme, breche ich ein beschworenes Versprechen. Das ist wieder eine Handlung eines unrechtschaffenen Mannes; aber was! wenn man einmal daran ist, was thut das?

— Sie verleumden sich, Herr Fauveau, — erwiderte Heloise, — Sie werden niemals als unrechtschaffener Mann handeln; ein rechtschaffenes Herz, wie das Ihrige, verändert sich nicht so.

— Das wundert Sie so sehr, daß Sie es nicht glauben können, nicht wahr, Madame? — erwiderte Fauveau, — auch ich würde es nicht haben glauben können, und dennoch ist es so! Es ist, als habe man mir gesagt, ich, der ich nur Wein und Wasser trank, würde eines Tages dazu kommen mich

durch Branntwein abzustumpfen! ich würde mit den Achseln gezuckt haben.

— Joseph, Du erschreckst mich! — rief der Doctor Bonaquet. — Um des Himmels willen, sprich! Was ist Dir begegnet?

— Was mir begegnet ist, — stammelte Fauveau mit erstickter Stimme, — es ist mir begegnet, daß ich Maria höchst unglücklich mache.

— Du, mein guter Joseph, Du? . . .

— Ja, ich.

Der Doctor und seine Frau wechselten einen neuen Blick schmerzlicher Ueberraschung aus, während Fauveau fortfuhr:

— Ich will mich erklären, Hieronymus; es ist meine Pflicht, da ich trotz meinem Unrecht zu Dir komme. Dem ist so! ein Unglücklicher, der ertrinkt, sucht sich anzuklammern, wo er kann, nicht wahr? Aber geh, es wird zu spät sein. Ich fühle mich verloren. Ich komme daher auch vielmehr um Abschied von Dir zu nehmen, als um einen Rath von Dir zu verlangen. Wenn Du mich gehört haben wirst, so wirst Du sehen, daß mir Nichts . . . nein, Nichts in dem Leben mehr übrig bleibt.

— Wer weiß, Herr Fauveau, — erwiderte Heloise, — es gibt so vielen Trost, so viele Mittel in der Freundschaft!

Fauveau schien die Worte der jungen Frau nicht zu hören; er legte zwei Male seine beiden Hände

vor seine Stirn, indem er mit einem herzzerreißenden Lächeln zu Hieronymus sagte:

— Du, der Du Arzt bist, Du mußt das verstehen? Seitdem ich so viel Branntwein trinke, habe ich Mühe mich zu erinnern . . . Glücklicherweise, — fügte er wie eine traurige Parenthese hinzu, — ja . . . meine Begriffe werden stumpf, verwirren sich, verlieren sich sogar, wenn ich wie jetzt fast nüchtern bin; ich weiß daher auch jetzt nicht, wo ich anfangen soll . . .

— Mein guter Joseph, höre mich an . . . ich . . .

— Ach! ich habe es, — erwiderte Fauveau, indem er seinen Freund unterbrach, — Du erinnerst Dich, Hieronymus, daß damals, als Maria und ich hier zu Mittag gespeist haben, es unter uns verabredet war, Anatole nicht mehr zu empfangen?

— Ohne Zweifel.

— Nun denn! trotz Deinem Rathe haben wir Anatole fortwährend gesehen, ohne daß wir es Dir zu gestehen wagten.

— Ich bedaure diesen Mangel an Vertrauen von Deiner Seite, mein armer Joseph, — antwortete der Doctor, indem er mit seiner Frau einen Blick auswechselte, — aber aus welchem Grunde hast Du am Ende Anatole wieder gesehen?

— Weil er mir helfen wollte mich zu rächen.

— An wem?

— An einem Fürsten.

— Warum diese Rache?

— Weil er Maria verführen wollte.

— Was sagst Du?

— Ja, er hatte meiner Frau Geld, viel Geld anbieten lassen.

— Deiner Frau?... — rief Hieronymus aus, indem er voll Unwillen die Hände faltete, — Deiner Frau!

— Sie hat diese Anerbietungen verachtet; späterhin hat der Zufall gewollt, daß Anatole bei demselben Fürsten als Secretär eingetreten ist; dieser wußte, daß Anatole uns kenne, er hat zu ihm gesagt: „Helfen Sie mir Maria Fauveau verführen, und meine Protection ist Ihnen gesichert."

— Aber das ist abscheulich! — rief Hieronymus, indem er mit seiner Frau einen Blick des Ekels auswechselte.

— Anatole hat das Ansehen gehabt es anzunehmen, — begann Joseph Fauveau wieder, — weil dieser Fürst eine Tochter, eine vornehme Dame, eine Herzogin hatte. Und Anatole hat uns gesagt: — „Ich werde das Ansehen gehabt haben, der Liebe des Fürsten für Maria dienen zu wollen, um in seinem Hause Fuß zu fassen und seine Tochter zu verführen, und dann werden wir eines Tages ihn kommen lassen, und ich werde ihm in Gegenwart Deiner Frau und Dir sagen: Mein Fürst, Sie wollten Entehrung in das Haus meines Freundes bringen,

ich habe die Entehrung in das Ihrige gebracht: Ihre Tochter ist meine Geliebte gewesen, und ich verachte sie." Auf diese Weise wirst Du gerächt werden, Joseph.

— Diese Rache wäre abscheulich! — rief Heloise; — denn die Tochter des Fürsten ist ohne Zweifel nicht die Mitschuldige der schimpflichen Pläne ihres Vaters.

— Um so schlimmer für Sie! — erwiderte Joseph mit finsterer Miene, — ihr Spitzbube von Vater hat uns so viel Leid zugefügt. Er ist die Ursache von allem meinem Unglück. Ja, denn als ich erfuhr, daß man Maria für fähig gehalten sich für Geld zu verkaufen, ist mein erster Gedanke, und er hat mich seitdem nicht mehr verlassen, mein erster Gedanke der gewesen, mir zu sagen: „daß, wenn man es wagt so mit meiner Frau zu handeln, so muß sie irgend einen Grund dazu gegeben haben, kurz, es muß Etwas über sie zu sagen gewesen sein ..."

— Aber dieser Schluß war sinnlos, Herr Fauveau! — erwiderte Heloise heftig, — ist denn die rechtschaffenste Frau von der Welt vor schändlichen Anträgen gesichert?

— Ja, anfangs schien das so, Madame. Anatole hat mir dasselbe gesagt, wie Sie, ich habe es daher auch einen Augenblick geglaubt; aber bald ist dieser verwünschte Gedanke wider meinen Willen mir

nicht mehr aus dem Kopfe gekommen, und seitdem habe ich Maria immer beargwöhnt, ich, der ich bis dahin der erste gewesen bin, mit ihr über die Erklärungen zu lachen, die man ihr zuweilen in dem Laden machte; ich, der ich in meinem Leben nicht eifersüchtig gewesen, ich bin eifersüchtig wie ein Tiger geworden. Vergebens rühmte mir Anatole die Sittsamkeit Maria's, ich sagte mir: Er verhehlt mir seinen Argwohn, um mich nicht zu beunruhigen; aber zuverlässig ist mein Unrecht bis jetzt gewesen, meine Frau nicht genug zu beaufsichtigen, zu viel Vertrauen ihr geschenkt zu haben. Von diesem Augenblicke an hat die Eifersucht meinen Charakter umgeändert; statt wie ehedem freundlich und gut gegen Maria zu sein, habe ich mich allmälig hart, mürrisch, mißtrauisch gezeigt; ich hatte weder den Muth meine Eifersucht einzugestehen, noch den Muth nicht eifersüchtig auf Maria zu sein. Und sie litt doch mit engelgleicher Sanftmuth meine Ungerechtigkeiten, meine Unbarmherzigkeiten, von denen sie Nichts begriff; ich sah sie immer trauriger, oft überraschte ich sie, wie sie ganz in Thränen zerfließend, ihre kleine Tochter umarmte. Dann sagte Maria zu mir mit einem Lächeln, das mir das Herz bluten ließ, denn es glich dem Lächeln einer Wahnsinnigen: „Die Wahrsagerin hatte vielleicht nicht Unrecht mir schreckliches Unglück zu prophezeien; ich weiß nicht, wie es kommen wird, aber da fängt es schon an.“

— Armes Kind! wie, Du, Joseph, mit Deinem guten Herzen, mit Deinem gesunden Verstande, Du konntest eine sinnlose Eifersucht nicht überwinden?

— Hieronymus, die Eifersucht urtheilt nicht. Endlich sagte Maria eines Tages zu mir: „Joseph, ich habe Dich niemals belogen, ich habe Dich ebenso sehr geliebt, als man Jemand lieben kann. Jeden Tag sagst Du mir verletzende Worte. Ich habe sie ebensowenig verdient, als ich sie nicht begreife. Wir müssen uns offenherzig erklären; denn wenn Du fortfährst Dich so böse, so ungerecht zu zeigen, Du, der Du ehedem so gut warst, so würde ich am Ende wider meinen Willen Dich nicht mehr lieben.“

— Wenn Du mich nicht mehr liebst, — rief ich aus, indem ich mich im Herzen getroffen fühlte, — so kommt es daher, daß Du einen Liebhaber hast, Unglückselige! Nach den Anträgen des Fürsten habe ich es mir immer gedacht; aber jetzt zweifle ich nicht mehr daran ... Ich bin von Deiner Schändlichkeit überzeugt. — Jetzt fühlte ich Etwas wie einen Schwindel der Verzweiflung ... der Wuth, und ich habe die Hand gegen Maria erhoben.

— Ach! — riefen der Doctor und seine Frau zugleich voll Entsetzen aus.

— Das ist gemein, das ist schändlich, nicht wahr, eine arme Frau schlagen zu wollen, — begann Fauveau bitter wieder; — ich weiß es wohl! aber

die Eifersucht macht wahnsinnig, Hieronymus, rasend wahnsinnig! Ich habe daher auch wieder begonnen, indem ich Maria bei dem Arme schüttelte:

— Gestehe, daß Du einen Geliebten hast, Unglückliche!

— „Wenn ich einen Geliebten hätte, Joseph, — antwortete sie mir, — so würde ich es Dir gestehen, selbst wenn Du mich auf der Stelle tödten solltest, denn ich habe nie in meinem Leben gelogen. Ich habe Dir nicht gesagt, daß ich Dich nicht mehr liebte: denn Gott weiß, wie viel ich geweint habe, wie viel ich täglich bei dem Gedanken an unsere frühere gute Zeit weine, diese Zeit, die wieder herauszuführen nur von Dir abhängen würde. Ich habe Dir nur gesagt, daß, wenn Du fortführest so ungerecht und so böse zu sein, ich Dich am Ende vielleicht wider meinen Willen nicht mehr lieben würde, was weit schrecklicher für mich wäre, als daß mir der Kopf abgeschlagen würde, wie es mir die Wahrsagerin prophezeite. Du hast mich soeben beleidigt, geschlagen ... Du bist nicht bei Sinnen, mein armer Joseph ... ich verzeihe Dir. — Du verzeihst mir! Du solltest mich auf den Knieen um Verzeihung bitten, Unglückselige! — Ich will es gern thun, denn um mich so zu mißhandeln, mußt Du grausam leiden, und wenn ich unwillkürlich die Ursache davon bin, so bitte ich Dich deshalb um Verzeiung, hier bin ich auf den Knieen. Bist Du

zufrieden? Aber zum Mindesten sei gut und gerecht gegen mich. Glaube an meine Offenherzigkeit, an meine Zärtlichkeit, die so vielen Kummer überlebt haben!“

— Sie ist ein Engel! — sagte Heloise die Augen mit Thränen benetzt, — unglückliches Kind!

— Und diese Unterwürfigkeit hat Dich nicht entwaffnet! — rief der Doctor nicht weniger erschüttert als seine Frau. Diese so aufrichtigen Worte haben Dich nicht überzeugt?

— Da Maria, sie, die so stolz ist, vor mir gekniet hat, — antwortete Fauveau, indem er mit grimmiger Miene den Kopf schüttelte, — so muß sie sich Etwas vorzuwerfen haben, und dann, ich komme immer wieder darauf zurück, man bietet keiner Frau Geld an, die niemals von sich hat sprechen lassen. Das Anerbieten dieses alten Bösewichts von Fürsten hat daher auch mir die Augen geöffnet.

— Aber diese Ergebung, welche Du Deiner Frau vorwirfst, hast Du ihr durch Deine Gewaltthätigkeiten auferlegt; sie hatte kein anderes Mittel Dich zu besänftigen.

— Mich besänftigen? — erwiderte Joseph mit einem Unglück verheißenden Lächeln. — Diese Heuchelei hat meine Wuth verdoppelt, und ich habe sie so unwürdig behandelt, daß sie mir gesagt hat: „Joseph, ohne unsere kleine Tochter und den Kummer, den ich meinen Eltern zu verursachen fürchte,

würde ich Dich nach dem heutigen Auftritte für immer verlassen." — Diese Worte haben mich auf das Aeußerste gebracht. Glücklicherweise trat Anatole in diesem Augenblicke ein, ohne dem glaube ich, würde ich Maria umgebracht haben; er hat sie meinen Händen entrissen, indem er mir meine Rohheit vorwarf. Jetzt floh ich wie ein Verwirrter aus dem Laden, indem ich gerade ausging, ohne zu wissen wohin. Nach Verlauf von ich weiß nicht wie viel Zeit kam ich wieder zu mir. Ich war so viel gegangen, daß ich erschöpft war. Ich trat in ein Kaffeehaus ein, um auszuruhen; der Aufwärter fragte mich, ob ich ein Gläschen Branntwein wollte. Nun hatten ohne Zweifel die Aufregung, in welcher ich mich befand, und meine seltene Gewohnheit Branntwein zu trinken, die Wirkung desselben verdoppelt, denn bei dem ersten Gläschen verwirrte sich mein Kopf, und ich erinnerte mich kaum Dessen, was sich an dem Tage zugetragen hatte. Ich hatte das gut gefunden zu vergessen... Demnach auch, um es ganz zu vergessen, habe ich ein zweites, ein drittes Glas, vielleicht mehr getrunken, denn ich bin am Ende so sehr betrunken gewesen, daß der Herr des Kaffeehauses Mitleid mit mir gehabt hat: er ließ mir ein Bett in einem Hinterzimmer zurecht machen, in welchem ich die Nacht zugebracht habe. Als ich mit der Morgendämmerung erwachte, glaubte ich zu träumen, aber bald erinnerte ich mich an Alles. Nun habe

ich mir gesagt: der Branntwein ist eine gute Erfindung, das läßt mich vergessen ... Von diesem Tage an habe ich angefangen zu trinken, um mich zu betäuben. Alles ist mir gleichgültig geworden, ich bekümmerte mich nicht mehr weder um meine Geschäfte, noch um mich selbst; ich ließ meinen Bart wachsen, ich ergab mich ganz der Völlerei; man deutet daher auch in dem Stadtviertel mit dem Finger auf mich, und wenn ich nicht ganz betrunken bin, so mache ich Maria schreckliche Auftritte. Sie ertrug dies wieder mit ihrer Engelsgeduld. Aber gestern, nach einem Zanke, bei welchem ich sie in Gegenwart ihrer Tochter mißhandelte, erklärte sie mir, daß sie es nicht mehr ertragen könne, daß unser Handel immer schlechter ginge, und sie wäre entschlossen sich mit unserem Kinde zu ihrer Mutter zurückzuziehen. Sie fügte hinzu, indem sie in Thränen zerschmolz: „In dem Augenblicke, wo ich Dich für immer verlasse ... so schlecht Du auch geworden bist, bin ich nicht böse auf Dich und verzeihe Dir, Joseph ... Der Urheber von allem unserem Kummer ist dieser verwünschte Fürst, da seine schimpflichen Anerbietungen Deine Eifersucht erweckt haben..... Ohne diese Eifersucht wärest Du gut und gerecht geblieben. Aber Geduld ... das letzte Mal, als Herr Anatole gekommen, hat er mir gesagt, daß der Tag der Rache herannahe. Das Unglück hat mich boshaft gemacht, und ich freue mich über Alles das,

was diesem schändlichen Fürsten Grausames begegnen kann . . . Das verhindert nicht, daß unser Glück für immer verloren ist . . . mein armer Joseph . . . aber tröste Dich, wie ich mich tröste, indem ich denke, daß die Wahrsagerin sich nur in der Todesart geirrt haben wird, als sie mir sagte, ich würde ganz jung . . . auf dem Schaffotte sterben. Würdige Frau, vorausgesetzt, daß sie nur diesen Irrthum begangen hat, so würde ich ihr von ganzem Herzen danken, denn jetzt wäre ich sehr glücklich zu sterben."

— Du bedenkst also nicht, — rief Hieronymus aus, — daß nach so vielen Erschütterungen, so vielem Kummer, die Einbildungskraft Deiner armen Frau sich am Ende mit dieser lächerlichen und unglückseligen Prophezeiung erfüllen, und sie den Verstand verlieren kann!

— Doch, denn ich habe Furcht gehabt, als Maria mir gestern diese letzten Worte gesagt hat; es ist mir wie ein Licht in meinem Kopfe aufgegangen und einen Augenblick habe ich gedacht, daß ich vielleicht Unrecht hätte eifersüchtig zu sein, und dann, auf dem Punkte, wo ich mit meiner Frau bin, hätte mir es gleichgültig sein müssen mich von ihr zu trennen. Nun denn! nein, dieser letzte Schlag hat mich niedergebeugt. So wenig ich auch Maria sah, so war es doch immer das . . . Und wenn ich meinen Kopf frei hatte, so blickte ich meine Frau an, indem ich mich wie eines längst verschwundenen Traumes

unserer artigen Ehe, unserer Liebe, unserer schönen Pläne, uns noch jung auf das Land zurückzuziehen erinnerte. Das waren, ich weiß es wohl, ebenso viele Dolchstöße, die ich mir selbst versetzte, indem ich daran dachte. Aber das ist gleich, ich sagte mir: Ich bin doch so glücklich gewesen!

Die Thränen kamen Hieronymus und seiner Frau in die Augen. Fauveau bemerkte es nicht und fuhr fort:

— Kurz, als Maria mir angezeigt, daß wir uns trennen müßten, ist dies, wie ich Dir gesagt habe, Hieronymus, mein Gnadenstoß gewesen, statt mich in Wuth zu versetzen und sie zu bitten mich nicht zu verlassen, blieb ich wie blödsinnig, ich weinte und ging in das kleine Zimmer hinauf, das ich in dem vierten Stockwerk genommen hatte; ich warf mich auf mein Bett, ich trank Branntwein, um das Gedächtniß zu verlieren . . . . . Vorhin wollte ich wieder von Neuem in der Hoffnung anfangen, daß ich vielleicht daran sterben würde, als ich, ich weiß nicht wie, an Dich dachte, Hieronymus; ich war wie ein Ertrinkender, der sich an einen letzten Zweig klammert. Ich sagte zu mir: besuchen wir Hieronymus, um ihm in jedem Falle Lebewohl zu sagen und ihn um Verzeihung zu bitten ihn hintergangen zu haben; denn, siehst Du, von der ersten Lüge an, die wir genöthigt gewesen sind Dir in Bezug auf Anatole zu machen, hat von meiner Seite und von

der Maria's Das angefangen, was Du für Kälte gehalten hast. Und es war doch nur Verlegenheit, Scham: denn Maria und ich hatten Gewissensbisse Dir kein Vertrauen zu bezeigen. Von Deiner Seite bist Du und Deine Frau, indem Ihr uns für erkaltet gegen Euch gehalten, immer zurückhaltender gegen uns geworden. Sieh, Hieronymus, ohne alle mein Unglück würdest Du mich daher auch hier nicht sehen. Jetzt hast Du mich gehört; hatte ich Recht Dir zu sagen, daß aller Rath von der Welt Nichts in meiner Lage ändern würde? Maria haßt mich, verachtet mich; sie ist für immer für mich verloren, ja, für immer, für immer!

Und indem er sein in Thränen, die er nicht länger zu unterdrücken vermochte, gebadetes Gesicht in seinen Händen verbarg, sank der Unglückliche auf einen Sessel, indem er in herzzerreißendes Schluchzen ausbrach.

XI.

Hieronymus Bonaquet und seine Frau hatten mit schmerzlicher Aufmerksamkeit die Erzählung Joseph Fauveau's angehört, indem sie nur von Zeit zu Zeit einige Blicke des Einverständnisses und des Mitleidens auswechselten.

Ueberzeugt, daß man schnell handeln müßte, sagte der Doctor Bonaquet zu dem immer noch in eine finstere Niedergeschlagenheit versunkenen Joseph:

— Muth, Freund!

— Muth, — erwiderte Joseph, indem er seine Thränen abtrocknete und den Doctor mit einem traurigen Lächeln anblickte. — Es ist lange her, daß die Abgestumpftheit mich feig machte; schon lange hätte ich diesen Fürsten, die Ursache alles meines Unglücks, tödten müssen. Der Muth hat mir dazu gefehlt. Ich habe es viel bequemer gefunden, Anatole mich rächen zu lassen ... Ich habe nur

Muth gehabt, meine Frau, so lange als ich es konnte, zu quälen.

Nach einem Augenblick der Ueberlegung begann Bonaquet wieder:

— Joseph, die Augenblicke sind kostbar; es ist jetzt sieben Uhr Abends, antworte schnell auf einige unerläßliche Fragen.

— Wie! Du hoffst ...

— Ob ich hoffe? Ach! mein armer Joseph, Du machst Dich über mich lustig. Ob ich hoffe? Geh doch! ich bin überzeugt, daß Du morgen zu den Füßen Deiner Maria liegen wirst, dieses Engels von Ergebung, Tugend, Muth; daß sie Dir sagen wird: — Joseph, ich verzeihe Dir, und daß morgen Abend ein Mittagsessen wie das vor drei Monaten uns alle Vier vereinigen wird, um die Erneuerung Eures Glückes zu feiern, das nach dem menschlichen Gesetze Euch um so süßer scheinen wird als es durch die drei abscheulichen Monate gestört war ... Aber, Geduld, Du wirst Nichts dabei verlieren zu warten, und ich werde Dich wieder vornehmen, wenn Du heiter, glücklich und vertrauungsvoll wie ehedem im Stande sein wirst, strenge und gute Wahrheiten zu hören und zu verstehen.

— Wie, Hieronymus, Du glaubst, daß ...

— Ich glaube, ich weiß, daß die beiden besten Herzen von der Welt morgen versöhnt und für immer in einem gemeinsamen Glücke vereinigt sein

müssen und sein werden; aber ich weiß auch in meiner Eigenschaft als Arzt, daß es nicht genug ist das Leben der Leute zu retten und sie in den Genesungszustand zu versetzen, denn die Rückfälle sind gefährlich; bis zur gänzlichen und vollständigen Genesung werden wir uns daher auch täglich sehen, den einen Tag wirst Du und Maria hierher zum Mittagsessen kommen; den folgenden Tag werden Heloise und ich bei Dir zu Mittag essen. Auf diese Weise werden wir alle unsere Abende mit einander zubringen, und der Teufel soll mich holen, wenn Du mir nicht vor Ablauf eines Monats eines Abends sagst: — „Mein guter Hieronymus, ich möchte wohl zwei oder drei Abende wöchentlich haben, welche Maria und ich wie früher ganz allein zubrächten.“ Und da Deine Maria ein feines Gehör hat, so wird sie Deine Bitte gehört haben, und ich sehe sie von hier aus, wie sie mir mit ihrer hübschen, so munteren und so offenen Miene sagt: — „Ich habe wenigstens nicht, Herr Bonaquet, meinen guten Joseph gebeten, so mit Ihnen zu sprechen; er hat das auf sich genommen, der schöne Grenadier; aber unter uns gesagt, ich denke wie er.“

— Sieh, Hieronymus, ich vermag Dir nicht zu sagen, was in mir vorgeht! Es scheint mir, als ob Deine guten und herzlichen Worte mich unwillkürlich hoffen lassen. Ach! wenn ich Dich früher gesehen hätte!

— Es handelt sich nicht um die Vergangenheit, die Vergangenheit ist Gott sei Dank begraben; jetzt ist genug gesprochen: man muß handeln. Wo ist Deine Maria?

— Bei ihrer Mutter. Sie sagte mir, sie ginge dahin, sie muß dort sein.

— Sehr wohl. Wo wohnt ihre Mutter?

— Madame Clermont wohnt in der Straße Faubourg Saint-Martin Nr. 17.

— Meine liebe Heloise, ich bitte Sie diese Adresse gefälligst aufzuschreiben. Und hier ist, was ich, der Doctor Bonaquet, Dir verordne, und zwar sehr ernstlich, mein guter Joseph; denn ich kenne den Einfluß des Körpers auf den Geist. Du wirst, um Dich zu beruhigen und zu erholen, ein Bad von zwei Stunden in der Bade-Anstalt des Pont-neuf nehmen, die man von hier aus sieht. Du wirst Dir zu gleicher Zeit diesen abscheulichen Bart rasiren lassen, der Dich entstellt. Wenn Du aus dem Bade kommst, wirst Du Dir Fleischbrühe und ein Glas Wein mit Wasser geben lassen, nicht mehr, und einige Zeilen von mir abwarten, welche Dir sagen werden, ob Du nach Hause zurückkehren, oder die Nacht hier zubringen sollst.

— Mein guter Hieronymus, ich...

— Unter zwei Dingen eins: entweder wird Deine Frau, indem sie ihren ersten Gedanken befolgt, zu ihrer Mutter zurückgekehrt oder in ihrem Laden ge-

blieben sein. Wenn sie dort ist, wovon ich mich sogleich versichern will, so wirst Du die Nacht hier zubringen; in dem entgegengesetzten Falle, wenn Maria bei ihrer Mutter wäre, wirst Du nach Hause zurückkehren, und vor dem Schlafengehen einen beruhigenden Trank nehmen, den ich Dir für jeden Fall durch meinen Apotheker schicken lassen werde; Du wirst darauf, ich prophezeie es Dir, einen guten und erquickenden Schlaf haben. Morgen wirst Du Deinen Laden recht schön in Ordnung bringen, Dich putzen, wie zu einem Hochzeitstage, und warten. Das ist Alles, was ich von Dir verlange ... Willst Du es thun?

— Hieronymus, — antwortete Fauveau, von dem Ausdrucke vertrauungsvoller Hoffnung seines Freundes überwunden, — ich verspreche Dir zu thun, was Du wünschst. Du wirst mir vielleicht nicht glauben, denn ich habe schon einmal mein Wort gebrochen.

— Willst Du mich wohl mit der Vergangenheit in Ruhe lassen! Du versprichst mir meine Verordnung Punkt für Punkt zu befolgen?

— O! ja, Hieronymus, — antwortete Fauveau die Augen mit Thränen benetzt, — denn schon fühle ich mich beruhigt, getröstet. O! Du bist der beste Mensch!

Und in seiner treuherzigen Dankbarkeit ergriff Joseph die Hände seines Freundes voll Rührung.

— Das sind Gemüthsbewegungen, die ich für jetzt verbiete, — sagte der Doctor, indem er mit Mühe seine Thränen unterdrückte; — Ruhe ... vor Allem Ruhe. Setze Dich dorthin, ich habe meiner Frau einige Worte zu sagen, dann steige ich mit Dir in einen Fiaker, und setze Dich in der Badeanstalt ab.

Joseph setzte sich so zu sagen von dem glücklichen Eindrucke überwältigt, den er empfand; er glaubte zu träumen, und theilte fast die vertrauende Hoffnung seines Freundes, der, indem er sich um einige Schritte mit Heloisen entfernte, leise zu ihr sagte:

— Armer Joseph! seine Genesung ist in gutem Zuge; wir werden Maria leicht zurückführen.

— Ich glaube es, mein Freund, denn, so sinnlos, so grausam die durch eine ungerechte Eifersucht verursachten Gewaltthätigkeiten auch sein mögen, so verzeihen sie doch fast alle Frauen; aber auch ich habe Jemand vor einem vielleicht schrecklichen Schicksale zu bewahren.

— Ich verstehe Sie, meine Freundin, Frau von Beaupertuis? Der Racheplan dieses unglücklichen Anatole?

— Ich will Diana aufklären oder warnen, wenn es noch Zeit ist.

— Ja, ja, gehen Sie auf der Stelle zu ihr, meine Freundin, während ich mich zu dieser armen Maria begeben werde.

Indem sich Madame Bonaquet jetzt Fauveau näherte, sagte sie zu ihm:

— Ja, Herr Joseph, ich theile ganz das Vertrauen meines Gatten; morgen wird es ein schöner Tag für uns Alle sein, Sie werden glücklich sein, ein Glück wiederzufinden, das Sie für verloren hielten, welches Glück für uns, Zeugen Ihrer Wonne zu sein.

Einige Augenblicke nachher stiegen Heloise und der Doctor Bonaquet, von Joseph begleitet, jeder in einen Fiaker. Heloise ließ sich nach dem Hotel Morsenne fahren; Hieronymus, nachdem er Joseph vor der Badeanstalt des Pont-Neuf abgesetzt, ließ sich nach dem Parfümerieladen der Straße du Bac fahren.

Dieser einst so nette, hübsche, wohlversehene und so sehr besuchte Laden war in Unordnung und schien verlassen; dicker Staub bedeckte alle Gegenstände; der eichene Ladentisch strahlte nicht mehr von seinem Glanze der Sauberkeit. So kindisch diese Bemerkungen auch scheinen, so machten sie doch das Herz Hieronymus Bonaquet's beklommen, als er in diesen, einst von der beständigen guten Laune der jungen und fröhlichen Eheleute erheiterten Laden trat.

— Madame Fauveau befindet sich oben in ihrem Zimmer, nicht wahr? — fragte Hieronymus die Magd, welche an dem Ladentische saß.

— Nein, mein Herr, Madame ist ausgegangen.

— Sie kennen mich wohl, — begann Hieronymus wieder, — Sie wissen, daß ich ein alter Hausfreund bin ...

— O! ja, Herr Doctor.

— Wohlan! führen Sie mich hinauf, damit ich mich überzeuge, ob Madame Fauveau zu Hause ist. Man hat Ihnen vielleicht den Auftrag gegeben zu sagen, sie wäre nicht zu Hause, und ich komme in einer so wichtigen Angelegenheit, daß Ihre Herrschaft untröstlich sein würde mich nicht empfangen zu haben.

— O! Herr Doctor, wenn Sie hinaufgehen wollen, so werden Sie selbst sehen, daß Madame nicht zu Hause ist ... Sie hat mich vorhin die Kleine zu ihrer Mutter führen lassen, wo Madame schlafen soll; es ist jetzt eine starke halbe Stunde her, daß sie mich hat einen Fiaker holen lassen, in welchem sie ausgefahren, denn sie wollte nicht zu Mittag essen.

Trotz der Versicherungen der Magd bestand der Doctor Bonaquet darauf, in ihrer Begleitung in den Entresol hinaufzugehen. Wie ihm diese gesagt hatte, so war es; er fand Maria nicht.

— Sie ist zu ihrer Mutter gegangen, — dachte Bonaquet, und er ließ sich zu Madame Clermont in die Straße Faubourg Saint-Martin fahren. Da er die Familie Maria's für den Fall nicht beunruhigen wollte, wenn diese noch nicht bei ihren Eltern an-

gekommen wäre, so fragte er den Pförtner, ob Madame Fauveau im Laufe des Abends gekommen sei. Der Pförtner antwortete nein. Indem er sich nun einen neuen Besuch am Abende vornahm, kehrte Bonaquet zu Joseph zurück, um ihm seine Anempfehlung zu erneuern und ihm zu sagen, er könne in den Laden zurückkehren, da Maria zu ihrer Mutter gegangen wäre.

Madame Bonaquet hatte sich ihrerseits nach dem Hotel Morsenne begeben, wo sie seit dem Abende, von dem wir gesprochen, nicht wieder erschienen war. Statt sich an die Loge des Schweizers zu wenden, ging Heloise geraden Weges nach der von Frau von Beaupertuis bewohnten Wohnung; da einer ihrer Leute ihr geantwortet hatte, daß die Frau Herzogin ausgegangen wäre, so bat ihn Heloise, die erste Kammerfrau der Frau von Beaupertuis, Mademoiselle Désirée, kommen zu lassen, welche seit langer Zeit das ganze Vertrauen ihrer Gebieterin besaß.

Zu der Zeit, als sie häufig die Familie Morsenne besuchte, hatte Heloise oft diese Kammerfrau bei der jungen Herzogin gesehen; diese kam bald, und indem sie einer alten Gewohnheit nachgab, sagte sie zu Madame Bonaquet:

— Ich wußte nicht, daß mich die Frau Marquise rufen ließ; hier bin ich zu Ihren Befehlen. Es wird der Frau Herzogin sehr leid thun, nicht zu Hause gewesen zu sein, um Madame zu empfangen.

— Ich weiß, Mademoiselle, — erwiderte Heloise, — daß Sie Frau von Beaupertuis sehr ergeben sind.

— O! was das betrifft, ja, Frau Marquise.

— Nun denn, sagen Sie mir aufrichtig, ob Frau von Beaupertuis nicht zu Hause ist, oder ob sie nur ihre Thür hat verschließen lassen? Ich muß durchaus mit ihr über eine sehr wichtige, sehr dringende Angelegenheit sprechen; in dem Interesse Ihrer Gebieterin verhehlen Sie mir daher die Wahrheit nicht.

— Ich kann Madame schwören, daß die Frau Herzogin vor Kurzem zu Fuß ausgegangen ist; sie hat mir gesagt, sie würde erst am Abend zurückkehren, und sie würde, wie ihr das oft begegnet, in der Abtei Aux-Bois bei der Frau Gräfin von Serval zu Mittag essen ... ein Beweis davon ist, daß die Frau Herzogin mir erlaubte, über meinen Abend zu verfügen.

— Ich bedaure diesen Zufall sehr, — erwiderte Heloise, mit Recht von der Wahrheitsliebe der Mademoiselle Désirée überzeugt; — dann werden Sie Frau von Beaupertuis sagen, daß ich sie inständigst bitte, mich morgen in den Vormittagsstunden zu erwarten.

— Ja, Madame.

In dem Augenblicke, als Heloise im Begriff war

sich zu entfernen, sagte die Kammerfrau mit einer gewissen Verlegenheit zu ihr:

— Ich weiß, wie gütig Madame für Jedermann ist, und wenn ich wagte . . .

— Sprechen Sie, — Mademoiselle.

— Madame wird meine Bitte vielleicht sehr unbescheiden finden.

— Lassen Sie hören, warum handelt es sich?

— Ich möchte Madame um ihren Schutz und um ihr Wohlwollen bitten.

— Für wen?

— Für meine Milchschwester, Madame. Ich hatte sie seit mehreren Jahren, zur Zeit einer langen Reise, die ich mit meiner vorigen Herrschaft gemacht hatte, aus dem Gesicht verloren. Durch den größten Zufall habe ich sie vor einigen Tagen wieder gefunden; sie ist eine vortreffliche Person, und da sie einen kleinen Laden mit Handschuhen und Parfümeriewaaren hält, so würde ich, wenn Madame sie mit ihrer Kundschaft beehren, und sie ihren Bekannten empfehlen wollte, sehr erfreut darüber sein; das wäre eine angenehme Nachricht, die ich heute meiner Milchschwester überbringen würde, denn ich gedenke meinen Abend zu einem Besuche bei ihr zu benutzen.

— Und welches ist die Adresse Ihrer Milchschwester, Mademoiselle?

— Wie gefällig doch Madame ist! — antwor-

tete Mademoiselle Déſirée ganz vergnügt, — ihr Laden befindet ſich in der Straße du Bac mit dem Schilde Zum gagne-petit.

— Wäre das etwa Madame Fauveau? — ſagte Heloiſe, ſehr erſtaunt über dieſes ſeltſame Zuſammentreffen.

— Madame kauft alſo bereits bei ihr?

— Ja, ich kenne ſie. Aber ſagen Sie mir, Mademoiſelle, haben Sie ſie erſt kürzlich geſehen?

— Nein, Madame, nicht ſeit unſerem erſten Zuſammentreffen, es iſt einige Tage her; ich brauchte Handſchuhe, ſtatt zu unſerem gewöhnlichen Lieferanten in der Straße la Paix zu gehen, ſah ich im Vorbeigehen in der Straße du Bac einen Handſchuhladen; ich trat ein, und wen erkannte ich an dem Ladentiſche? Maria Fauveau, meine Milchſchweſter. Ich überlaſſe es Madame zu ermeſſen, wie groß uuſere Freude geweſen iſt, uns nach mehreren Jahren wiederzuſehen. Madame Fauveau hat immer noch ein vortreffliches Herz, denn obgleich ich nur Kammerfrau bin, und ſie die Frau eines Handelsmannes iſt, ſo iſt ſie darum doch nicht ſtolzer gegen mich geweſen; ohne ihr davon zu ſagen habe ich mir daher auch vorgenommen, ſie den Freundinnen der Frau Herzogin zu empfehlen.

— Das iſt ein ſehr guter Gedanke, Mademoiſelle, und ich lobe Sie deshalb, — antwortete Heloiſe, — aber ich bitte, verfehlen Sie nicht Frau

von Beaupertuis zu bitten, mich morgen früh in ihrer Wohnung zu erwarten.

Und Madame Bonaquet kehrte in ihre Wohnung zurück, grausam durch die Vergeblichkeit ihres Schrittes in ihrer Erwartung getäuscht.

Ohngefähr zu der Stunde, wo sich die verschiedenen Auftritte zutrugen, die wir soeben erzählt haben, ereigneten sich andere Ereignisse fast gleichzeitig.

Einige Vorbereitungen sind nothwendig, um das Verständniß der Fortsetzung dieser Erzählung zu vervollständigen.

— Man weiß, daß vor einigen Jahren die meisten der in der Straße de la Lune, in dem Stadtviertel Bonne-Nouvelle gelegenen Häuser einen zweiten Eingang auf dem Boulevard hatten; da mehrere dieser Häuser sogar zwei Treppen hatten, von denen die eine auf die Straße, die andere auf den Boulevard führte, so ging daraus hervor, daß gewisse Wohnungen zwei ganz getrennte Ausgänge hatten.

Nun aber standen ohngefähr zu derselben Stunde, wo Hieronymus Bonaquet und seine Frau sich mit ihren Nachforschungen beschäftigten, der Fürst von Morsenne und sein treuer Loiseau, Beide in lange Ueberröcke gekleidet, ihren Hut über die Augen gedrückt, in einer Art von Vertiefung auf der Lauer, welche durch den Vorsprung eines Hauses der Straße de la Lune gebildet war, eine Straße, die zu dieser

Stunde von Gaslaternen und dem Licht eines benachbarten Ladens glänzend erleuchtet war.

— Loiseau, — sagte der Fürst zu seinem Vertrauten, — ich denke an Etwas ... Wenn die Sache gelingt, so könnte es mir dienlich sein Beweise zu haben und mich ihrer vorkommenden Falles zu bedienen, um im Nothfalle, indem ich mir eine Waffe aus diesem Beweise mache, nach meinem Gefallen Das verlängern zu können, was nur das Resultat einer Ueberraschung sein könnte.

— Ich verstehe, mein Herr; aber diese Beweise ... wie ...

— Sie wird ohne Zweifel in einem Fiaker kommen. Du wirst dem Kutscher einen Louisd'or geben, ihn in ein Weinhaus führen, ihn fragen, um wie viel Uhr und an welchem Orte die Frau, welche er hergefahren hat, in den Wagen gestiegen ist, und wie diese Frau gekleidet war; Du wirst über diese Angaben eine Art von Note aufsetzen, welche Du diesen Kutscher unterschreiben lassen wirst, wenn er schreiben kann; in jedem Falle wirst Du seine Nummer und die Adresse seines Herrn zu Dir nehmen. Verstehst Du?

— Vollkommen, mein Herr ... So daß man im Nothfalle zu der Liebenswürdigen würde sagen können: Ihr Gatte wird Alles erfahren, wenn ...

Indem er sich unterbrach, fügte der rechtschaffene Diener hierauf rasch hinzu:

— Mein Herr, ein Fiaker . . . er hält vor der Thür.

— Ach! Loiseau, das Herz schlägt mir, als wenn ich zwanzig Jahre alt wäre . . . Sie ist es! . . . Dieser Ducormier ist ein unbezahlbarer Schelm! . . . Vergiß meine Anempfehlungen nicht. Geschwind, gib mir das Schmuckkästchen und die Brieftasche.

— Hier sind sie, mein Herr.

Während dem Ende der Unterredung des Herrn von Morsenne und Loiseau's hatte ein Fiaker längs des Trottoirs in geringer Entfernung von dem Orte gehalten, wo der Fürst und sein Vertrauter auf der Lauer standen; bald erkannten sie bei der Helle des Gases vollkommen die Züge Maria Fauveau's, welche, nachdem sie aus dem Wagen gestiegen war, in eines jener Häuser eintrat, die, wie wir gesagt haben, zugleich auf die Straße de la Lune und auf den Boulevard gingen.

Als die junge Frau in dem Schatten der Hausthüre verschwunden war, die sich hinter ihr wieder verschloß, ging Herr von Morsenne, indem er seinen Hinterhalt verließ, rasch über die Straße in ihrer ganzen Breite, und sich nach dem Hause umwendend, in welches Maria eingetreten war, erhob er die Augen nach den oberen Stockwerken, und schien ungeduldig dort ein Signal zu suchen. In der That, nach Verlauf von einigen Minuten sah er ein Licht

glänzen, verschwinden, dann von Neuem hinter den Scheiben von dem Fenster eines im dritten Stockwerke gelegenen Zimmers leuchten.

Sogleich trat der Fürst eilig in das Haus ein, aus welchem das Signal kam.

Ende des dritten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Die Prophezeiung Roman von Eugen Sue. Deutsch von Wilh. Ludw. Wesché

Bd.: 3

Leipzig 1851

P.o.gall. 2560 i-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10101058-8